

Ex libris

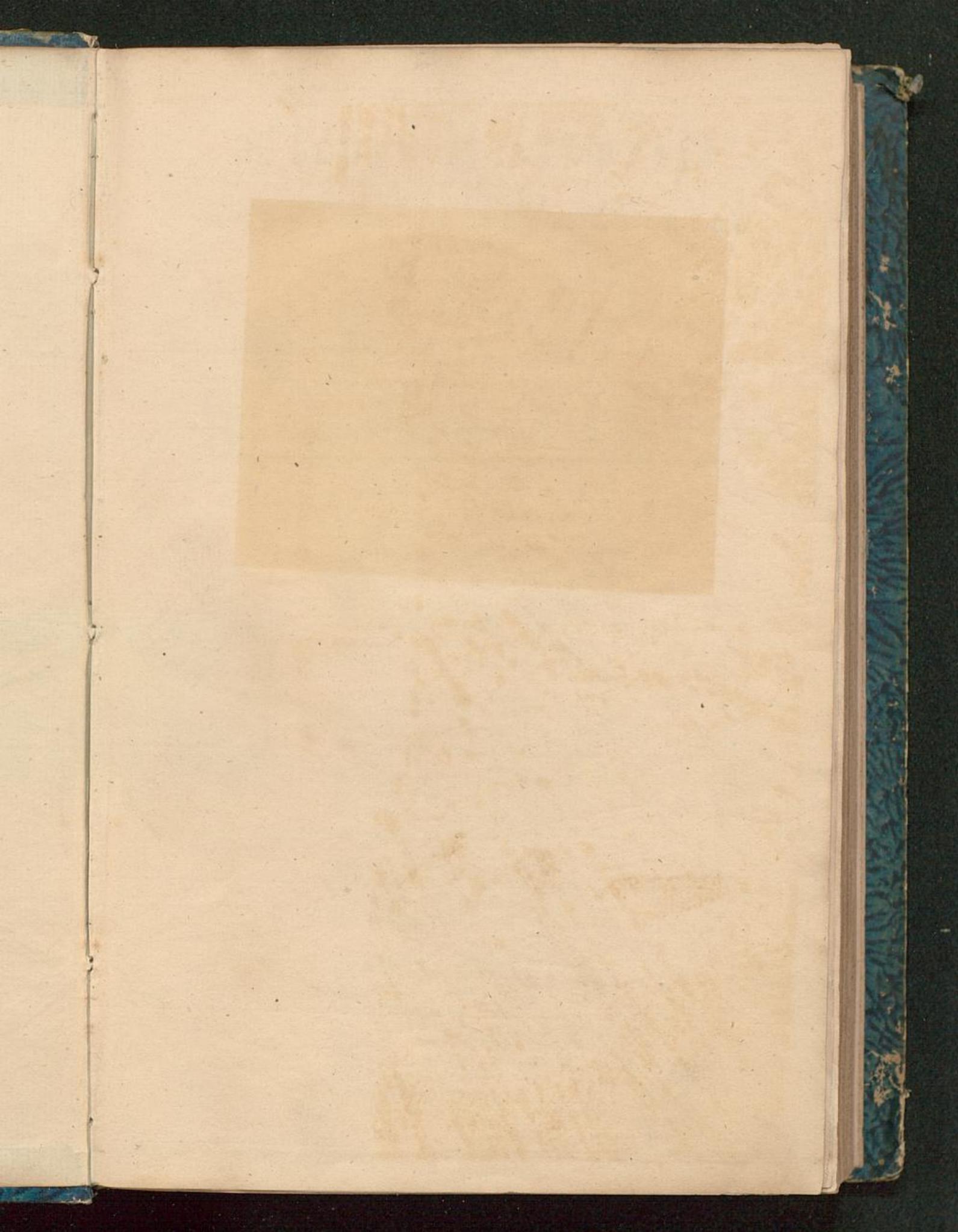
Georgii Friderici Krauss

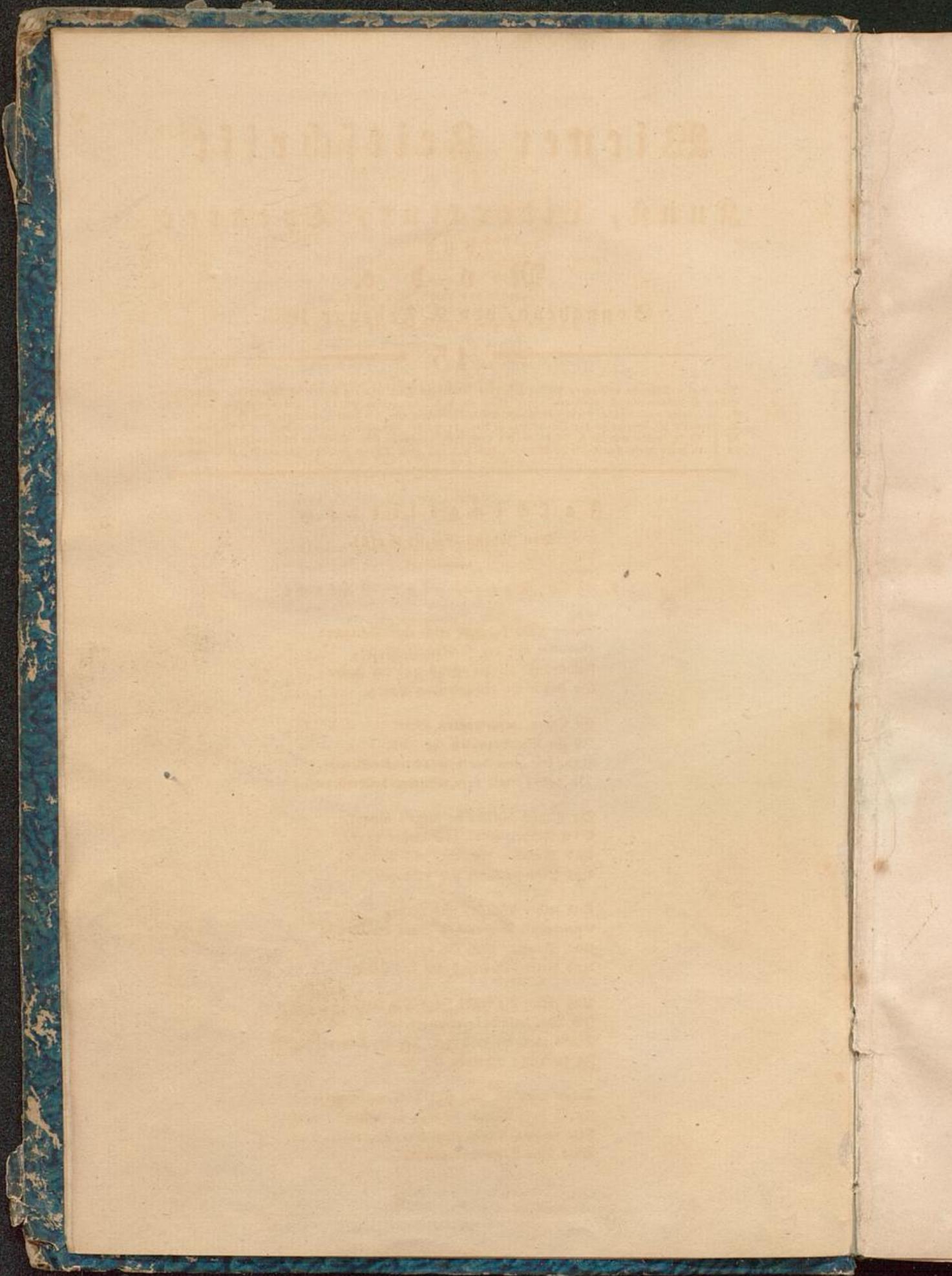
D. med. Consilarii regiminisque regii
quod est Dusseldorpii collegae
quos Bibliothecae hac in urbe publ.
dono dedit cunctos filius

Gustavus Kraus D. med.

A. MDCCCLVII.

+4072 189 01





Rara

Za
8582

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 2. Februar 1833.

15

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 18 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

F a s c h i n g s l i e d e r.

Von Johann Gabriel Seidl.

1. Der Tanz — eine Schlacht.

Der Tanz bedünkt mich eine Schlacht:
Gerüstet mit der Schönheit Macht,
Feldsträuß' an der Brust und im Haare,
So steh'n die erwartenden Paare.

Zu siegen im gewagten Spiel
Ist ihr Begehren, ist ihr Ziel;
Und, wie nun der Schlachtruf erklinget,
Da geht's, wie vom Sturme beschwinget.

Da steigt's hinab, da steigt's hinauf,
Ein Ringen ist's, ein heißer Lauf,
Und Mancher ermüdet, mit Bangen,
Und Manche fühlt sich gefangen.

Und wider Willen, unbewußt,
Entschlüpft so manches Wort der Brust;
Und Mancher muß sich ergeben,
Und bittet den Feind um das Leben. —

Und wenn die wilde Jagd sich satt,
Im Wechsellkampf, ermüdet hat,
Dann theilen, erschöpft, sich die Truppen
In friedliche lispelnde Gruppen.

Dann wird oft hier ein Groll verscherzt,
Indeß dort manche Wunde schmerzt;
Hier werden Pacte erneuert,
Dort stille Triumphe gefeiert.

Da, wie bey einem Überfall,
Klingt wieder plötzlich heller Schall;
Schon ballt sich's von Neuem zusammen,
Um wieder die Schlacht zu entflammen.

So geht es fort in bunter Hast,
Bald Kampf und Sieg, bald Ruh' und Raß;
Und mancher Held aus dem Heere
Verliert sich vom Felde der Ehre.

Doch wie die Nacht in einer Schlacht
Die müden Kämpfer ruhig macht,
Nacht hier der Tag sich den Müden,
Und schliefet, beschwichtigend, Frieden.

2. Cäsar und — ich!

Auf sechs und zwanzig Bällen
In einem Carneval
Hast du ihn leuchten lassen
Der Reize gold'nen Strahl.

Auf sechs und zwanzig Bällen
Hast du, mit deinem Blick,
Im unbeschang'nen Herzen
Berührmirt Ruh' und Glück!

Auf sechs und zwanzig Bällen
Warst du die Königin,
Und wiegest dich, im Wirbel
Des Tanzes, siegreich hin!

Und doch war jeder Abend,
Vertantz in Lust und Scherz,
Ein Dolchstich in mein armes,
Mein eifersücht'ges Herz.

Und sechs und zwanzig Bälle,
Wie viele Stiche sind's? —
Wie viele Wunden schlug mir
Die Wonne meines Kind's? —

Und dennoch steh' ich immer
Noch auf den Beinen fest!
Was doch mit jungem Herzen
Sich Alles dulden läßt! —

Bewund're, stolze Schöne,
Doch meinen Heldensinn!
Von drey und zwanzig Stichen
Sank Cäsar todt dahin.

Ich zählte sechs und zwanzig,
Und jeder traf in's Herz;
Und dennoch bin und leb' ich,
Und treibe gar noch Scherz!

3. Ausnahme.

Der Strauß, so sagt man, kann nicht fliegen,
Sein Körper ist zu schwer;
Oft möcht' er sich im Schwunge wiegen,
Und läuft zum Spott einher.

Bei allen Wesen dieses Namens
Erblick' ich dieß Gewicht
Und diesen Fehler des Erlahmens
Und Schwingenmangels nicht.

Ich wüßt' euch einen Strauß zu nennen,
Dem's nicht an Schwingen fehlt;
Der euch sogar — ihr müßt's bekennen —
Zum Fluge schon besetzt.

Er tändelt, wie ein loser Falter,
In sel'gem Taumel hin;
Er leiht die Schwingen jedem Alter,
Gibt Flügel jedem Sinn.

Auch mich, den treu'sten Sohn der Scholle,
Verlockt' er schon zum Flug;
Hier dank' ich's ihm mit Liederzolle,
Daß er mich aufwärts trug;

Daß er in manchen Augenblicken
Mich dieser Welt entzog,
Und durch des Fluges Hochentzücken
Um manchen Schmerz betrog!

Soll ich ihn nennen? — Ach, die Damen,
Sie lachten mich nur aus,
Und nannten, wonnefroh, den Namen
Des Deutschen-Helden — Strauß!

4. Der glänzende Ball.

Was wollt' ich denn nur auf dem Balle?
Ey — tanzen — tanzen allein;
D'rum hatt' ich seidene Strümpfchen,
Und Schuhe, zierlich und fein!

D'rum hatt' ich ein schwarzes Röckchen,
Ein niedliches Weßchen an;
D'rum war ich in Allem und Jedem
Der lebenswürdigste Mann.

Was wollte nur sie auf dem Balle?
Ey — tanzen — tanzen allein!
D'rum war sie so reizend gekleidet,
Sie konnte nicht reizender seyn!

D'rum trug sie silberne Blumen
Im künstlich geflochtenen Haar,
D'rum war sie in Allem und Jedem
Das lieblichste Kind fürwahr.

Wir sah'n uns, und setzten uns nieder,
Die munt're Musik begann,
Wir aber saßen und sprachen,
Als ging' es uns weiter nicht an.

Wir sprachen gar Flug und vernünftig;
Wir sprachen so lang und so viel;
Wir zogen uns ganz in die Ecke
Zurück aus dem tollen Gewühl.

Und Stunden kamen und gingen,
Und Mitternacht war vorbei;
Und wir — wir saßen noch immer,
Und dünkten uns gar so neu.

Was uns unglaublich geschienen,
Das sah'n wir, mit Eins, nun ein:
Es könn' auch ohne zu tanzen
Ein Ball recht glänzend seyn!

(Der Schluß folgt.)

Verbürgtes Beyspiel von Todesahnung.

Man hat bis auf den heutigen Tag mit großer Gelehrsamkeit für und wider Vorgefühle und Vorhersehungsvermögen gestritten. Den Vertheidigern wollte es zwar — meines Wissens — noch immer nicht gelingen, das Wie gründlich darzuthun; so lange sich aber ihre Gegner mit dem einfachsten aller Gegenbeweise behelfen, nemlich, die ihnen aufgeführten Facta geradezu zu läugnen oder selbe auf Rechnung des Zufalles zu schreiben, dürfte der Streit wohl als unentschieden betrachtet werden. Ob übrigens die letztangeführte bequeme Erklärungsart auf nachstehenden Fall anwendbar sey, mag entscheiden wer da will; für dessen wörtliche Wahrheit jedoch bürgt Referent mit seinem Ehrenworte, in so ferne er sich auf ein treues Gedächtniß verlassen kann. Die Redaction dieses Blattes ist ermächtigt, den Namen des Mittheilers Jedem zu nennen, der gegen einen anonymen Erzähler Zweifel hegen könnte.

Das Vorspiel der ewig denkwürdigen Schlacht von Wagram (5. July 1809) war beendet; — jener Schlacht, die, obschon gegen Übermacht und Zufall verloren, dem österreichischen Heere, wie dessen großen Führer, dennoch unverwelkliche Lorbeerkränze flocht. Der Feind war über den Rußbach zurückgeworfen, welchen er mit dem Bajonette in der Faust überschritten hatte, und die Krieger beyder Heere ruhten bey ihren Waffen von der blutigen Arbeit aus.

Raum graute der Morgen, als das Infanterieregiment, in welchem ich zu dienen die Ehre hatte, Ordre erhielt, das vor dem rechten Flügel unserer Position gelegene, vom Feinde besetzte Grohhofen, nebst der dort aufgestellten Batterie zu stürmen. Da trat mein Flügelcorporal — Wittenbart hieß der Brave — zu mir, und bat, seine Uhr und Barschaft, das einzige Erbtheil der Seinen, wo möglich in Sicherheit zu bringen, da er gewiß sey diesen Morgen zu fallen. Von Niemanden als diesem tapfern Krieger, der damals in der vollen Kraft des Lebens stand, hätte mich eine solche Anrede mehr befremden können, da selbst seine Geistesbildung jene seiner meisten Standesgenossen weit

übertraf. Natürlich fragte ich vor Allem um den Grund einer so bestimmten Besorgniß; Folgendes war seine Antwort:

„Sie kennen mich, Herr Oberlieutenant, und werden es mir daher glauben, daß ich ohne alle Angßlichkeit, ermüdet von den gestrigen Strapazen, fest und ruhig bey der Gewehrpyramide meiner Leute einschlief. Da träumte ich — kurz bevor wir geweckt wurden — ein Wesen von himmlischer Schönheit stände vor mir, und betrachtete mich durch geraume Zeit mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke von Wohlwollen; von einem unnennbaren Gefühle zu ihm hingezogen, streckte ich meine Arme nach ihm aus, da sprach es: „Heute noch wirst du bey mir seyn, nimm dieß Band zum Wahrzeichen.“ — und mit diesen Worten hing es mir ein breites rothes Band über die rechte Schulter und Brust; ich erwachte. Sie wissen, daß Furcht und Kleinmuth meine geringsten Fehler sind, trotz dem halte ich mich für überzeugt, der heutige Tag sey der meines Todes, und bitte daher noch einmal um die Erfüllung meines Wunsches. Die paar Thaler übrigens, welche ich zurückbehalten habe, gehören dem Cameraden, welcher mir die Augen zudrücken wird, oder denen, die mich beerdigen.“

Vergeblich erschöpfte ich alle Vernunftgründe, ihm die Unzuverlässigkeit eines Traumes zu beweisen, — der Befehl zum Vorrücken endete meine nutzlosen Bemühungen.

Wir marschirten mit halben Divisionen rechts ab, setzten uns vor dem linken Flügel en colonne, und passirten solchergestalt ein leichtes Desfilée, welches gegen den Feind ausmündete. Kaum gewahrten die Franzosen unsere Bewegung, als sie ihr schweres Geschütze auf den Ausgang des kleinen Hohlweges richteten, und Kugel auf Kugel in unsere Reihen sandten. Wohl Niemand wird es mir unter diesen Umständen verargen, wenn meine Augen mehr gegen die feindliche Batterie als irgend anders wohin gerichtet waren; da erblickte ich eine Kanonenkugel, welche ricochetirt hatte*), und gerade auf mich zusog. Zur Seite springen, und meinen Leuten zurufen: „Bückt euch!“ — war das Weck eines Augenblicks, und dennoch kam meine Warnung zu spät; — mein braver Wittenbart lag — die rechte Schulter und Brust zerschmettert — regungslos am Boden, mein und sein Nebenmann (Ersterer bloß durch die Luft niedergerissen) neben ihm.

Ein Mann, welchen ich zurückließ, um zu sehen, ob noch Hülfe möglich sey, brachte, als wir in unsere frühere Position zurückgekehrt waren, die Nachricht von des Corporals Tode, und dessen ledernes Geldbeutelchen, welches der Entseelte noch krampfhaft in der Hand gehalten hatte. Es blieb sammt seinem Inhalte das Erbtheil dessen, welcher dem Gefallenen den letzten Liebesdienst erwiesen.

*) Wenn Kanonenkugeln von der Erde abprallen (gellern; ricochetiren), erscheinen sie dem Auge als dunkle Ballen.

Musicalische Neuigkeiten.

Prag, den 20. Jänner 1833.

Das entschlafene Jahr gewährte uns in seinen letzten Tagen noch ein paar musicalische Genüsse. Am 23. December gab nemlich das Conservatorium der Tonkunst eine große Akademie im Theater, worin sich mehrere Zöglinge dieses trefflichen Instituts zum

ersten Male mit Soloparthien hören ließen. Nach einer großen Symphonie in Es, vom fürstlich Fürstenberg'schen Capellmeister zu Donaueschingen, Hrn. Kalliwoda (einem vormaligen Schüler des Conservatoriums), welche sich in allen ihren einzelnen Sätzen, hauptsächlich aber im Adagio und Menuet, durch Originalität, Geschmack, treffliche Instrumentirung und Klarheit auszeichnete, gefiel der Zögling K. Merker mit Variationen für den Fagott, von Bettlach (gleichfalls einem ehemaligen Zögling des Instituts), vorzüglich durch die Schönheit seines Tones. Die Gesangschülerinnen F. Vinder und K. Hlawka erwarben sich in einem Duett von Rossini auch durch Kunstfertigkeit und jugendliche Stimme allgemeinen Beyfall. Besonders erwies sich bey der letztern, die uns schon früher aus zwey Akademien als talentvolles Mädchen bekannt war, die Trefflichkeit der Methode, nach welcher der Gesangunterricht bey dem Conservatorium, zumal in der letzten Zeit, betrieben wird. In einem Concertante für 2 Violinen, von Kalliwoda, gespielt von J. Fortner und J. Hendel, erkannten wir neuerdings das ausgezeichnete Lehrtalent des Prof. Piris. Die Ouverture zur Oper: „Bampyr,“ von Lindpaintner, ist eine der schwersten Aufgaben selbst für ein aus vollendetem Tontünstlern bestehendes Orchester; dennoch wurde sie hier mit einer Vollkommenheit gelöst, die den einstimmigen Ruf des Publicums nach einer Wiederholung dieser Oper zur Folge hatte. Bey der nun folgenden Polonaise für die chromatische Trompete von Hofner (einem dritten Zögling des Conservatoriums), geblasen von J. Stepanek, entwickelten sich die Vorzüge dieses Instruments vor der gewöhnlichen Trompete sehr deutlich. Die von Ull. Hlawka sehr brav gesungene Arie von Rossini, mit obligater Harfe, gespielt von der Gesangschülerin Ull. Hermannsfeld, würde besser effectuirt haben, wenn die sehr magere Harfenparthie der Letztern mehr Gelegenheit gegeben hätte, ihre Geschicklichkeit auf diesem Instrumente zu entfalten. Auf eine Scene für die Oboe, die Hr. Schidlitz mit eben so viel Zartheit als Präcision und Geläufigkeit ausführte, machte den Beschluß der Soloparthien der würdige Franz Bühnert mit einem Divertimento für das Violoncell von Prof. Hüttner. Wir kannten diesen jungen Mann schon aus frühern Productionen als eine Perle des Instituts; er bewies heute, daß ihn der fast im Übermaße zu Theil gewordene Beyfall weder eitel noch nachlässig gemacht, sondern vielmehr angeeifert hatte auf der Leiter der Vollkommenheit die höchsten Stufen zu erklimmen, und wir hoffen mit Zuversicht, ihn bey fortdauernd ernstem Studium in wenig Jahren als einen der besten Virtuosen auf dem Violoncell von der gesammten musicalischen Welt erkannt zu sehen. Die von Caraffa componirte Ouverture zu der von neun Meistern bearbeiteten Oper: „La Marquise de Brinvilliers,“ krönte das Ganze der Akademie durch die Bravour, mit der sie von dem jugendlichen Orchester ausgeführt wurde; die Composition selbst aber ließ bey ihrer Flachheit das Publicum kalt. — Hr. Prof. Hüttner begnügte sich nicht damit, uns in der erwähnten Akademie einen seiner ausgezeichnetsten Schüler vorgeführt zu haben, sondern er erfreute uns auch noch am Sylvestrabende mit einem eigenen Concerte, welches er im Saale zum Platteis veranstaltete. Nach der schönen Ouverture zu Dalayrac's Oper: „Der Dichter und der Tonsetzer“ spielte Hr. Hüttner eine Phantasie für das Violoncell von B. Romberg, mit eben so viel Geschmack und Gefühl als Virtuosität. Wie Stimmen aus einer andern Welt drang das Adagio in die innersten Tiefen der Seele, und der leiseste Hauch blieb zurückgepreßt in der Brust des Hörenden, damit das Ohr auch nicht der kleinsten Note beraubt würde. Eben so zeigte sich in den Variationen für Pianoforte und Violoncell von Merk und Reisinger, welche das Ganze beschloßen, der Concertgeber als tüchtiger Meister seines Instruments, für den die größten Schwierigkeiten nur Spiel sind. Ull. Eise Barth, diese allgemein geschätzte Virtuossinn auf dem Pianoforte, erhielt nicht minder rauschenden Applaus, und man bedauerte nur, sie nicht allein, etwa mit Variationen von Herz oder Czerny auftreten zu sehen, da es in der Natur des Tasteninstrumentes liegt, vom Violoncell in Schatten gestellt zu werden, auch die Pianofortevariationen bey weitem nicht so glänzend und dankbar als jene für das Violoncell componirt sind. Möchte doch Ull. Barth endlich einmal den Wünschen so vieler Kunstliebhaber entsprechen, und mit ihrem zarten Vortrag einmal die Herz'schen Variationen über die Romanze aus „Joseph und seine Brüder“ ins Leben rufen. Eine Arie von Mercadante sang Ull. Luher mit siegreicher Überwindung der Schwierigkeiten und wunderschönem Tone wie mit stürmischen Theilnahmebezeugungen; ihr folgte eine zweyte von Rossini, aus „Othello,“ gesungen von Hrn. Dams; diese war nicht bloß eine angenehme Zugabe, sondern entlockte dem Publicum auch, unabhängig von ihrer Einschaltung zwischen die Leistungen des Concertgebers, Auserungen des Beyfalls. Das-

selbe gilt von dem Gedichte *Castelli's*: „Frauenrache und Männerlist,“ welches Hr. Ernst mit sehr viel Deutlichkeit und Annehmlichkeit declamirte; es würde noch besser effectuirt haben, wenn er die komischen Stellen mit mehr Schalkhaftigkeit herausgehoben hätte. Wenn Hr. Ernst in seinen theatralischen Leistungen dieselbe Besonnenheit und Klarheit zu erwerben trachtete, die er als Declamator an den Tag legte, und sich vor dem störenden Übereilen und Überstürzen in Acht nehmen wollte, so würde ihm der Beyfall des Publicums selten fehlen.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Montag, den 21. Jänner, zum ersten Male: „Der Unglücksvogel,“ Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen: „Heur et Malheur,“ von F. A. von Kurländer.

Das heutige Lustspiel dürfen wir bey manchen unserer Leser schon als bekannt voraussehen, da es bereits im Drucke und zwar im Jahrgange 1832 des dramatischen Almanachs von F. A. von Kurländer erschienen ist. Der Inhalt besteht in der Lebensgeschichte eines plumpen, täppischen Menschen, der überall, wo es sich um die Erlangung eines Vortheils oder eines Gutes handelt, zu kurz kommt, weil er jedesmal von einem geschicktern und finkern Mitbewerber ausgestochen wird. Er hält deswegen den letzten für den lebhaften bösen Genius seines Lebens, und sucht ihm überall aus dem Wege zu gehen, muß aber gerade bey dem letzten und schwersten Verluste, nemlich dem seines Vermögens und seiner Braut, dem gefährlichen Widersacher blindlings in die Arme laufen, da dieser unter fremdem Namen in dem Hause seines Schwiegervaters auftritt, ihm unerkannt Dienste leistet, sein Vertrauen und seine Freundschaft gewinnt, und endlich im Augenblicke der Entscheidung ihm glücklich die Erbschaft seines Oheims, an deren Erlangung auch der Besitz der Braut geknüpft ist, wegschnappt. — Die Grundidee dieses Stückchens wäre eigentlich so übel nicht: die alltägliche Ausrede aller Faulen und Dummen, die zu nichts in der Welt kommen, weil es ihnen zu allem an Willen und Geschick fehlt, aber stets bereit sind, ihr Unglück, ihr böses Gestirn anzuklagen, wo sie nichts anders als ihre eigene Trägheit oder Unbehülflichkeit zu verwünschen hätten, ist ohne Zweifel ein nicht undankbarer Stoff, der sich zu einer Menge von ergötzlichen und wirksamen Scenen verarbeiten ließe. Der Verfasser des gegenwärtigen Lustspiels hat aber die fruchtbaren Seiten seiner Aufgabe sehr wenig oder nicht sehr glücklich benützt; das Meiste, selbst das Interessanteste aus der Lebensgeschichte seines Unglücksvogels erfahren wir bloß aus mündlicher Mittheilung; bey der letzten und Hauptwiderwärtigkeit, die wir vor unsern Augen geschehen sehen, muß eine in der Wirklichkeit kaum wahrscheinliche, hier aber desto leichter voraussehende Katastrophe zu Hülfe gerufen werden, um den Bedingungen des Drama's Genüge zu leisten und das Ende der Handlung in der Heirath der Liebenden herbeizuführen. Allein diese Bemerkung trifft im Grunde nur den geringen Umfang des Stückes, indem der Stoff selbst wohl für ein größeres Gemälde ausgereicht haben würde; zugeschnitten, wie es ist, für ein kleines Einsakstück, müssen wir mit dem zufrieden seyn, was uns gegeben wurde. Die Figur des Helden ist nicht unwirksam gezeichnet, und nimmt sich in der Uebersetzung durch eine gewisse vaterländische Schwerfälligkeit noch drolliger aus, als sie in der Urgestalt erscheinen mag.

Hr. Löwe als der Unglücksvogel Muffel hatte die ihm vom Verfasser gelieferten Umrisse zu einer recht wohlgenährten, körperlich soliden Masse ausgefüllt. Seine Maske und sein Spiel zugleich bezeichneten jene fleischansiehende Indolenz, die nichts auf der Welt im Auge hat, als das liebe Ich, und von diesem nur die irdische, gröbere Hälfte. Der gewandte Künstler wußte das Interesse der Zuschauer zu gewinnen und selbst einigermaßen festzuhalten, ein Verdienst, das bey der höchst dürftigen Zeichnung der übrigen Charaktere um so dankenswerther ist. — Fritz Thalheim, Muffel's böser Genius, ist ein lockerer Sausewind von gewöhnlichem Schlage, wie sie tausendmal als Brausepulver zu etwas wässrigen Komödien verwendet wurden. Hr. Herzfeld ist in Charakteren dieser Gattung vorzugsweise geschickt und wirksam. Die Figuren der jungen Braut (Mad. Fichtner) und des Schwiegervaters (Hr. Wilhelm) sind so in den Hintergrund gestellt, daß wir sie mehr aus den Erwähnungen der andern, als in eigener Persönlichkeit kennen lernen. Das Wenige, was wir von ihnen zu sehen bekamen, war, wie immer bey den genannten Künstlern, gut und angenehm. —

K. K. privil. Theater an der Wien.

Das Benefice der Ue. Condorussi ward Veranlassung zu einer angenehmen Reprise. Ludwig Robert's: „Cassius und Phantasia,“ dormalen mit der zweyten Benennung: „das Rubinenherz,“ ging zum Vergnügen der Kunstfreunde in die Scene, ein Stück, das zwar die Menge niemals anzog, welches aber den Verfasser auf eine auszeichnende Weise bemerkbar machte. Es dürfte in jene Gattung der Parodie gehören, die Ludw. Tieck zuerst aus der Dämmerung des siebzehnten Jahrhunderts wieder heraufrief, und die er so geistreich behandelte, daß man nichts bedauern muß, als daß die Breter zu schwach sind, diese gigantischen Humoresken zu tragen. Obwohl nun Ludw. Robert sich von dieser Seite etwas zahmer erwies, so ist doch auch im „Cassius und Phantasia“ so viel von ursprünglicher Waldnatur seiner Vorbilder zurückgeblieben, daß die größere Menge der Zuschauer bey dem Fallen des Vorhanges nie recht klug seyn wird, was sie eigentlich gesehen. Von der dormaligen Bearbeitung und der gewandten Feder, der sie entlossen seyn soll, können wir nichts sagen, als daß sie dem Geiste des Stückes nicht entsprach. Unter den Darstellenden verdient Ue. Condorussi (Ida) die Anerkennung, daß sie ihrer Parthie Leben und Beweglichkeit im reichen Maße verlieh. Hr. Director Carl war in der Rolle des Cassius eine naturgetreue und interessante Erscheinung. Die Hh. Lucas und Hopp, so wie Ue. Planer, und die Hh. Nestroy, Gämmerler, Frey und Grohmann ließen es in den übrigen Rollen an einer fleißigen Durchführung nicht ermangeln.

K. K. privil. Theater in der Leopoldstadt.

Am 17. Jänner zum ersten Male: „Die Lieb' auf der Alm.“ Locale Posse in 3 Aufzügen. Musik von Riotté.

Joseph entflieht seiner vom Vater ihm bestimmten Braut, einer Mehgerstochter aus Linz. Vater und Braut reisen ihm nach, und letztere gewinnt in der Gestalt einer Schweizerinn seine Liebe. Dieß in Kürze der Inhalt des Stückes.

Der Verfasser dieses Stückes schien von der gesunden Ansicht auszugehen, daß es hohe Zeit für uns sey, zu den einfachen, leider nun schon zu lange völlig verschmähten Kunstmitteln zurückzukehren, welche das Volksleben seinem Beobachter darbietet. Diese Idee hat er, wenn auch die scenische Anordnung manche Einschießel enthält, und nicht alle Scenen sich gleicher Wirksamkeit erfreuen, im Ganzen doch mit glücklichem Erfolge und aufmunternswerthem Talente durchgeführt. Wären auch nicht die schönen Alpengefänge (an denen wir nur einige überaus klägliche Übergänge in Molltonarten auszustellen finden), wirkten auch nicht die Hh. Ignaz Schuster, Brinke und Ue. Jäger, ja das ganze Ensemble der Mitwirkenden, unter diesen aber Hr. Sartory, Hr. Lang und Ue. Herbst insbesondere, auf eine höchst ergötliche Weise mit nachdrücklicher Wahrheit zusammen; hätte die Direction auch das Stück nicht so nett ausgestattet, als wirklich geschehen, — die gute Absicht des Verfassers ganz allein schon würde ihm unsern Beyfall und unsere Achtung sichern. Die Volksbühne in einer Residenz, wie Wien, ist unserer aufmerksamsten Betrachtung, unsers lebhaftesten Antheils werth. Sie soll gedeihen! Sie soll den rechten Weg verfolgen und in diesem Bestreben nicht von Sudlern aufgehalten, sondern von redlichen und eifrigen Beförderern des Guten unterstützt werden. Sie braucht nur wahrhaft national zu seyn, um sich stets eines günstigen Erfolges zu erfreuen. Ue. Jäger wirkte in diesem Stücke ganz vorzüglich. Den Verfasser erfreute einstimmiger Beyfall, und wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß auch er uns dagegen recht bald wieder mit einem neuen Producte erfreuen möge.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 5. Februar 1833.

16

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Lebensscenen aus Paris.

Von N. Fürst.

I. Die Zwillingsschwester.

Ich saß eines Winterabends in dem Hause der Herzogin von D*** in der Gesellschaft einiger Hausfreunde in traulichem Gespräch um das Kaminfeuer herum. Die Herzogin sprach von neuen Einrichtungen, die sie in ihrem Land- schlosse in der Normandie zu machen gedachte. Dieser Gegenstand gab natürlich Anlaß zu Unterhaltungen über das Landleben, dessen Vorzüge jeder nach seiner Art und Weise pries und erhob, doch darin war die ganze Gesellschaft einig, daß Paris im Sommer der unleidlichste Aufenthalt von der Welt ist.

„Ja,“ erwiderte ich, „ich habe viele Jahre hindurch diese traurige Erfahrung gemacht. Paris ist im Winter ein Paradies, und im Sommer eine Hölle.“ Ich schilderte, beym lebhaften Kaminfeuer, alle Qualen dieser Hölle: wie die Mauern glühen; wie die Straßencanäle eine verpestete Luft in den engen und immer schmutzigen Straßen verbreiten; wie der Kalkstaub der ausgebesserten, oder neu erbauten Häuser in dicken Nebelwolken sich durch die Straßen wälzt und alles zu ersticken droht; wie man überall nach frischer Luft schnappt, und doch keine genießen kann; wie man, von Durst gequält, nirgends einen frischen Labetrunk findet, da die Pariser Gastwirthe, wie bekannt, keine guten Keller haben. „Freylieh gibt es öffentliche Gärten,“ fuhr ich fort, „als z. B. der Tuileriengarten, der Luxemburgergarten, der Pflanzengarten, wo man etwas frische Luft genießen kann, aber Sie wissen, meine Damen, daß diese Abends, um 9 Uhr, wenn die Abendkühlung zum Spazierengehen einladet, geschlossen werden. Sieht man zufällig eine kleine Hinterthür offen, durch welche man hineinschlüpfen könnte, da kommt einem die Schildwache mit dem gebieterischen: *On ne passe plus!* entgegen; nähert man sich den geschlossenen Gitterthoren, um etwas Blumenduft einzuathmen, da rufen die Schildwachen mit lauter Stimme dem Wanderer zu: *Au large!* und man muß sich augenblicklich entfernen, um nicht niedergeschossen zu werden. Es bleibt keine andere Wahl, als nach

den champs-élysées zu wandern, die stets offen stehen, aber dort erregt das Gedränge der Wagen, Reiter und Fußgeher einen Staub zum Ersticken; das Dudeln und Leyern der artistes ambulans zerreißt Herz und Ohr. In den abgelegenen Alleen treibt sich allerhand loses Gesindel umher, dessen Nähe man gern, bey einbrechender Nacht, auszuweichen sucht, kurz, man kommt ermattet und müde nach Hause, legt sich zu Bette, kann bey der drückenden Hitze nicht einschlafen, und ein lauter Seufzer entschlüpft der Brust mit den Worten: „Paris ist im Winter ein Paradies, und im Sommer eine Hölle!“

„Aber,“ fragte mich eine anwesende junge Dame, „warum verlassen Sie nicht Paris in der schönen Jahreszeit?“

„Warum,“ erwiderte ich der schönen Dame, „hat das Schicksal mich nicht zu einem reichen und vornehmen Herrn gemacht?“

„Ich nun,“ versetzte die Dame vom Hause, „es gibt Mittel, auch mit geringen Kosten, sich die Freuden des Landlebens zu verschaffen, besonders wenn man ausgebreitete Bekanntschaften hat. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, den Sie, wie ich hoffe, annehmen werden.“

„Gewiß, Frau Herzoginn, ohne den Vorschlag zu kennen, werde ich ihn annehmen, wenn er mir von einer so gütigen Dame, wie Sie, gemacht wird.“

„Wir besitzen in Versailles,“ fuhr die Dame fort, „ein großes Schloß, das schon seit vielen Jahren gar nicht bewohnt wird. Auch hat der Herzog sich nie dazu entschließen können, es zu vermietthen. Mein Gemahl wird Ihnen einen Brief an den Castellan des Schloßes geben. Sie können hinausziehen, wenn es Ihnen beliebt, so viele Zimmer zur Bewohnung wählen, als Sie nur wünschen, kurz, das ganze Schloß steht zu Ihrer Disposition, und es wird uns freuen, den Freund unsers Hauses und den Lehrer unserer Tochter gastfreundlich in unserm Schloße beherbergt zu wissen. Der Castellan und seine Frau sind zwey alte, gute Leute, die für alle Ihre Bedürfnisse sorgen werden; wir werden dazu die nöthigen Befehle ertheilen.“

„Schon der Gedanke, Frau Herzoginn, den Sommeraufenthalt in Versailles Ihrer huldvollen Güte verdanken zu können, macht mich unaussprechlich glücklich.“

Es traten mehrere Personen in den Salon, und das Gespräch über die Angelegenheiten des Landlebens wurde abgebrochen. Man erzählte sich Neuigkeiten des Tages, disputirte und debattirte über Maßregeln der Regierung, und wie es bey solchen Fällen gewöhnlich zu gehen pflegt, ganz besonders in Paris, die Conversation war sehr belebt, und nahm sogar zuletzt einen etwas leidenschaftlichen Charakter an.

Es schlug zwölf Uhr Mitternacht. Ich verließ die Gesellschaft.

Der Winter verschwand. Die stürmischen Sitzungen der Kammern, welche die letzte Epoche des Ministeriums Billéle so sehr bezeichneten, hatten ihr Ende erreicht, und waren geschlossen. Die Aprilwitterung stellte sich april-lau-nisch wie gewöhnlich ein, und wir genossen zuweilen alle vier Jahreszeiten in einem Tage. Gegen Ende des Monats wurde das Wetter etwas milder und beständiger, und die Familie des Herzogs machte Anstalten, nach der Normandie, auf ihre Güter, zu reisen.

Der Abschiedsbesuch war mir schmerzlich. Ich mußte mich von Personen trennen, in deren Kreise ich so viele glückliche und angenehme Stunden genossen hatte. Beym Fortgehen überreichte mir die Herzoginn einen Brief mit den

Worten: „Hier haben Sie Ihr Verbannungsurtheil aus Paris. Im Monat May dürfen Sie sich in der Hauptstadt nicht mehr blicken lassen.“

„Das Andenken an Sie, Frau Herzoginn, wird mich auch in der Verbannung begleiten. Darf ich bey Ihrer Rückkunft hoffen, mit einer Zurückberufung begnadigt zu werden?“

Die Dame reichte mir freundlich und mild lächelnd die Hand, die ich küßte, und ich eilte mit raschen Schritten aus dem Hause.

Als ich mich auf der Straße befand und den Brief besah, der an den Castellan adressirt war, fühlte ich mich so beglückt und seelenvergnügt, als ob ich die Schenkungsurkunde einer großen Herrschaft erhalten hätte. Tausend Pläne durchkreuzten meinen Kopf, wie ich die Zeit meines ländlichen Aufenthalts in Versailles nützlich und angenehm anwenden wollte, getheilt zwischen Arbeit und Spaziergängen in den Park von Versailles, in den großen schattenvollen Alleen von Trianon und den nächsten Umgebungen von Versailles.

In den ersten Tagen des May war es empfindlich kalt. Heftige Regengüsse fielen herab aus dem düstern Wolkenhimmel. Gegen die Mitte des Monats klärte sich das Wetter etwas auf. Die milde Wärme der Frühlingssonne lockte Alles hinaus auf die Spaziergänge. Die Bäume in dem Tuileriengarten blühten und erquickten durch ihr frisches Grün, die Blumen durch ihren balsamischen Duft. Der Himmel wölbte sich blau und heiter über die ganze, neu aufgelebte Schöpfung, und neue Kraft und Lebenswonne durchströmte jede Brust. Von dem Tuileriengarten ging ich in den Garten des Palais royal, wo ein bildschönes Blumenmädchen mir entgegenkam und mir einen frischen Blumenstrauß zum Verkauf darbot. Ich kaufte den Strauß, und betrachtete ihn als einen Reisepaß. Nun ist es Zeit aufzubrechen! Die Blumen blühen im schönsten Flor; die Natur ruft durch tausend Stimmen in Wald und Hain, in Thälern und in Klüften, auf Wiesen und Bergen: „Erfreut euch des Daseyns!“ — Ich folge dem Ruf! — Ich eilte nach Hause, packte meine Habseligkeiten zusammen, und ging nach dem Bureau der Diligence, um mich zur Fahrt nach Versailles für den folgenden Tag einschreiben zu lassen.

Mit dem Schlag sechs Uhr Morgens saß ich schon in dem Wagen. Ein einsylbiger Geistlicher und ein geschwägiger Advocat waren meine Reisegefährten in der Coupée. Zum Conversiren war ich nicht aufgelegt; meine Phantasie war zu sehr beschäftigt mit den Träumereyen meines zukünftigen, ländlichen Glückes. Ich schenkte dem Geschwäge des Advocaten wenig Aufmerksamkeit. Der Geistliche schien auch nicht geneigt, sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen zu wollen, aber dieses hinderte den Advocaten nicht, immer und ungestört fortzusprechen. Es ist eine wahre Qual mit diesen Sprechmaschinen, die, einmal in Bewegung gesetzt, nicht wieder zum Stillstand zu bringen sind. Der Advocat sprach viel, aber nicht gut. Der Geistliche wenig, aber in gewählten Ausdrücken. Jener verrieth wenig Bildung, dieser viel Belesenheit. Der Vielsprecher war unerschöpflich in Verwünschungen über die Deputirtenkammer, und da ich über dieses Thema schon seit so vielen Jahren in Paris fattsam disputiren gehört hatte, so wurde der Geschwägige mir zuletzt unerträglich langweilig. Ich sehnte mich nach dem Schlosse zu kommen, dem Ziele meiner Reise, und war herzensfroh, als der Wagen vor dem Bureau der Diligence in Versailles anhielt. Ich stieg aus, grüßte meine Reisegefährten, und beauftragte einen Träger, meine Sachen nach dem Schlosse zu bringen, dessen Lage ich ihm genau bezeichnete.

Nach einem weiten Gange stand ich endlich vor meiner neuen Wohnung, einem alterthümlichen, altgothischen Gemäuer, das mir, beym ersten Anblick, wenig gefiel. Meine Phantastie hatte sich, ich weiß nicht welches Zauberbild entworfen, das dem Schlosse wenig glich. Ich zog an der alten rostigen Klingel, und da ich keinen Laut der Glocke vernahm, zog ich so stark und heftig, daß der Glockenstrang zerriß. Knirschend auf den rostigen Angeln öffnete sich endlich der Thormweg, hinter dem ich brummend ein altes Weib erblickte, das mir in einem mürrischen Tone zurief: „Gemach! gemach! mein Herr, Sie sind gar zu ungestüm! Sie haben den Glockenstrang zerrissen. Was wollen Sie?“

„Beruhigen Sie sich, Madame, ich werde auf meine Kosten den Glockenstrang wieder herstellen lassen. Ich habe an den Castellan einen Brief zu übergeben.“

„Einen Brief? — Nun, folgen Sie mir nach unserer Wohnung. Mein Mann wurde durch das starke Geklingel sehr aufgeschreckt. Wir sind hier an Ruhe gewohnt.... In Paris ist es anders.... da stürmen die Leute in die Häuser hinein. Treten Sie näher! Nur hier hinein!“ Sie öffnete die Stubenthür im Erdgeschoß. „Monsieur a une lettre à vous remettre,“ rief sie ihrem Manne zu, der sich, vom Schlafe erwacht, träge von seinem Lehnsessel erhob. Ich übergab ihm den Brief. — „Ah! Sie waren es, der so gewaltsam klingelte?“.... Ich wiederholte, während er den Brief flüchtig durchlas, wie es eigentlich zugegangen, daß ich die Klingel nicht hörte. — „Antoinette! Antoinette!“ rief er der Frau zu, indem er ehrerbietig die Mütze abzog, „der Herr ist unser Gast!.... Verzeihen Sie, daß ich Sie in einem so nachlässigen Anzuge empfangen.... Wir waren auf Ihre Ankunft nicht vorbereitet.... Das ganze Schloß steht zu Ihrem Befehl.... Sie haben über uns zu gebieten. Antoinette, der Herr ist unser Gast! — Seyn Sie uns tausendmal willkommen!“

So ging es in einem Zuge fort. Die Frau, die indessen auch den Brief gelesen hatte, kam mir nun auch mit tausend Complimenten entgegen, entschuldigte ihr Betragen bey dem Empfange, und war unerhöplich in höflichen und artigen Redensarten, so daß ich fast in Verlegenheit gerieth, wie ich die gute Frau beruhigen sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

F a s c h i n g s l i e d e r.

Von Johann Gabriel Seidl.

(S c h l u ß.)

5. Der schwere Tänzer.

Da wundern sich die Mädchen,
Wenn wirbelnd Alle sich dreh'n,
Abseit in lauschiger Ecke
Mich sitzen und sinnen zu seh'n.

„Dort lehnt,“ so hör' ich sie necken,
„Der Dichter wieder allein!
„Wenn Einer leicht soll tanzen,
„So muß es ein Dichter seyn.“

„Er schwebt ja über die Sterne,
 „Geflügelten Fußes, dahin;
 „Er gaukelt durch Thäler und Auen
 „Mit leichtem, beweglichen Sinn!“

„Er trägt sein Sonderlingswesen
 „Nur gerne zur Schau einher;
 „Er strakt sich am Ende nur selber:
 „Denn tanzen kann er nicht schwer.“ —

Ihr irrt, zuthunliche Mädchen,
 So windig sind wir doch nicht;
 Durchflattern wir, heiteren Fluges,
 Auch Himmel und Erd' im Gedicht.

Ja fasten wir nur das Händchen,
 Das Manche, huldig, uns reicht,
 Sie würde die Huld bereuen,
 Und seufzen: „Er tanzt nicht leicht!“

Denn, wenn wir so, sinnend und schauend,
 Im Winkel des Saales steh'n,
 Da sind wir oft schwerer, als And're,
 Da sind wir schwer — von Ideen.

6. Zweyfaches Bedenken.

Kind, wenn du auch jedem Tänzer,
 Der mit dir den Saal durchkreist,
 Nur ein winzig kleines Bißchen
 Deiner Herzengunst verleihst,
 So erregt mir dieß Verschicken
 Doch ein mächtiges Bedenken!

Wenn ich der Beglückte wäre,
 Den du dir erkorst zum Mann,
 Neidisch mehr, als eifersüchtig,
 Säh' ich solch' Begünst'gen an;
 Überreich an Gunst erkennen
 Müßt' ich, oder arm dich nennen!

Wenn ich überreich dich dächte,
 Weil du Jedem etwas gibst,
 Könnt' ich, als ein Mann, die Milde
 Gar nicht fassen, die du übst;
 Sehen müßt' ich's, ohne Lücke,
 Daß sie nicht bloß mich beglücke.

Dächt' ich mir an Gunst dich ärmer,
 Wär' ich noch viel schlimmer d'ran;
 Selbst das winzig kleinste Fünkchen
 Wär' ein Raub an mir sodann,
 Und dich also mild zu sehen,
 Hiess mich vor Qual vergehen.

7. Vergessenheit.

Wir tanzten einst mit einander, —
 Entfinnst du dich noch, mein Kind? —
 Wir flogen hinauf und hinunter,
 Als trüg' uns ein hebender Wind.

Da schien uns plötzlich der Walzer
 In schwellendes Moll zu verweh'n,
 Und in ein schmachkend Piano,
 Verhallend, überzugeh'n.

Es war uns, als würden die Bögen
 Nicht mehr von den Spielern geführt,
 Als klangen die Geigen von selber,
 Von hauchenden Lüftchen berührt.

Es war der lieblichste Deutsche,
 Der je noch von Saiten erklang;
 Es war ein Zucken und Wiegen,
 Das Mark und Leben durchdrang.

Wir hatten die Kunde des Saales
 Wohl oft schon durchmessen im Flug,
 Und konnten noch immer nicht rasten,
 Und hatten noch immer nicht g'nug.

Da merkten wir endlich ein Flüstern,
 Ein Deuten und Kopfverdreh'n;
 Wir hörten die Spieler lichern,
 Und blieben, befremdet, steh'n.

Nun brachten die Leute, spöttelnd,
 Uns erst zur Besinnung zurück:
 Wir hatten die längste Weile
 Getanzt schon ohne Musik.

8. Ansichten.

Der Erste.

Da sitz' ich in behaglicher Ruh',
 Und halte zum Scherz' mir die Ohren zu,
 Und blick' hinab auf den tollen Verein,
 Und glaub' ein Narr mit Narren zu seyn.

Ey — was? warum soll denn ich nur ruh'n,
 Ich kann's ja wohl auch, wie die Andern, thun!
 Hat's doch die Weisesten schon erfreut,
 Den Narren zu spielen zur rechten Zeit.

Der Zweyte.

Laß dich preisen, holder Reigen,
 Geistbesüßter,
 Mundentsiegler!
 Endlich brach'st du es, ihr Schweigen!

Was der stolzen Brust kein Flehen
Abgedrungen
Und entrungen,
Mußt' im Tanz' ein Ach! gestehen!

Nicht gelispelt, doch erkennbar;
Nicht gegeben,
Doch mit Beben
Zugeblickt mir, so unnennbar!

Ja, der Lieb' ist doch der Triebe
Schönster eigen,
Und der Reigen
Ist der Gipfelpunct der Liebe!

Der Dritte.

Wenn man den lieben, langen Tag
Am Pult in Acten wühlt,
Und schier den eig'nen Herzensschlag
Von außen nicht mehr fühlt,
Da dürft' es recht ersprießlich seyn,
Dem Tanz ein Stündchen auch zu weih'n.

Es bringt das Blut in frischen Lauf
Und wärmt das starre Mark;
Und rüttelt Milz und Leber auf,
Und macht die Veine stark;
Drum tanz' ich wohl — doch lob' ich's nur
Als eine gute — Lebercur!

Ich.

Ein Viertel Narrheit, ein Viertel Cur,
Das muß ich selber betennen,
Doch eine gute Hälfte Lust,
So möcht' ich das Tanzen benennen.

Doch sey's, was immer, — ich lob' es mir,
Und wag' es mir Keiner zu schelten:
Denn was mir das Leben verschönern kann,
Das laß' ich im Leben auch gelten!

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfangs Jänner 1833.

Ich muß diesmal noch mit einem Rückblick auf den letzten Monat des vorigen Jahres beginnen. Der treffliche Violinpieler *M o l i q u e*, königl. württembergischer Hofmusikdirector, gab noch ein Concert im Hôtel de Pologne, nachdem er schon durch sein Spiel im Theater sich allgemeine Bewunderung erworben hatte. Er trug hier ein großes Concert von *La f o n t* vor; sein Spiel ist von der seltensten Vollendung; mit außerordentlicher Ruhe beherrscht er alle Schwierigkeiten so sicher, daß man fühlt, ihm kann nie etwas misslingen. Sein Ton ist reizend, man hört kaum die Berührung des Bogens, es ist, als ob Schmetterlinge und Libellen über Blumenfelchen gaukelten! Dem lieblichsten Sommernachtstraum gleicht überhaupt dieses Künstlers Spiel, Alles ist voll Reiz und Grazie, pikant und zart wie Elfentanz und Feensang, der süßeste Zauber walidet darin, kein rauher Ton erinnert an die Wirklichkeit, jeder Zuhörer fühlt sich wie in eine Märchenwelt versetzt, wo es keinen Schmerz, kein Leid mehr gibt, wo nur wohlthuende Ge-

fürte watten. So sehr von diesem Styl alles wild Leidenschaftliche, alles Düstere und alles heftig Stürmende ausgeschlossen bleibt, was gewöhnlich der Musik erst Energie und Lebensglut gibt, so weiß doch der große Künstler auch so viel Mannigfaltigkeit in das zarte Farbenspiel seiner Töne, und so viel Eleganz und Rundung in alle Passagen zu bringen, daß er gewiß überall des rauschendsten Beyfalls gewiß seyn kann. Das ist ja eben das Herrliche der Kunst, daß jeder wahrhaft große, ächte Künstler einen ganz eigenthümlichen Weg geht; nur mittelmäßige Künstler stehen einander im Wege, wahre Virtuosen nie, denn von diesen allen muß man sagen: „Keiner gleicht und keiner weicht dem Andern!“ *Moliere* ist dabey sehr gründlicher Compositour. Sein Rondo *capriccioso*, welches er im zweyten Theil spielte, war meisterhaft schön gesetzt. Er hatte noch die Gefälligkeit, ein liebliches Lied aus *Reissiger's* „Libella“, welches *Mad. Schröder-Devrient* sang, mit obligater Violine zu begleiten. Diese Sängerin sang überdieß die Arie aus *Mozart's* „Titus“ mit obligater Clarinetbegleitung vorzüglich schön, und wurde durch das seelenvolle Spiel unsers Kammermuscus *Kotte* treu unterstützt. Die brillante Ouvertüre aus der Oper: „Des Falkners Braut“, von *Marschner*, und ein Adagio und Rondo für Oboe, von *Kummer* componirt und vom Kammermuscus *Dieze* mit vieler Bravour vorgetragen, vollendeten den Genuß dieses Abends.

Im Theater hatten wir uns einer höchst gelungenen Aufführung einer italienischen Oper, der sonst so oft und gern gehörten „Straniera“ von *Bellini* zu erfreuen. Möchte man doch nur die Mittel, die wir noch zu solchen Aufführungen besitzen, öfter benützen, und auch Opern einstudieren, die hier noch nicht so oft gehört wurden! *Mad. Schröder-Devrient*, deren gefühlvoller Vortrag ganz besonders zu *Bellini's* Styl paßt, gab die *Alaide* wirklich vortreflich und mit dem rührendsten Ausdrucke; wenn sie auch in der sichern und deutlichen Aussprache der Worte und richtigen Declamation derselben, so wie in der Schönheit und Kraft des Tones ihre uns unvergessliche Vorgängerin nicht erreichte, so müssen wir doch auch gestehen, daß sie in manchen Stellen an rührendem, sanft weiblichen Reiz sie übertraf. *Ulle Schebest* war als *Isolotta* wunderhübsch und erwarb sich lauten, verdienten Beyfall. *Sigr. Pefadori* sang zum ersten Male den *Artur*; er trug alles mit Gefühl und Kraft vor, und zeigte, auf welche seltene Weise er bey seiner schönen Tenorstimme Leichtigkeit in den Passagen und Fülle des Tones zu vereinen weiß. Es fehlt diesem jungen Künstler nichts als öftere Gelegenheit aufzutreten, um mehr Selbstzutrauen zu gewinnen. *Bezi* ist ausgezeichnet als *Waldeburgo*, welche Rolle für ihn stets zum Triumph wird. Diese Oper wurde zweymal hinter einander gegeben; die zweyte Aufführung war gerundeter und gelungener als die erste, und wurde mit großem Beyfall aufgenommen. Möchte der „Pirat“, den wir noch nicht so oft hörten, nun bald folgen. Bey der deutschen Oper wurde die allerliebste französische Oper: „Der Hausfrevler“, von *Onslow*, zum ersten Mal aufgeführt. Diese Musik ist reizend schön, eben so reich an lieblichen, ausdrucksvollen Melodien, als trefflich gearbeitet; alles ist geistvoll und ansprechend behandelt; nichts überladen, nichts gesucht. Dem großen Haufen wird sie keinen Eindruck machen, denn dieser will nur Lärm und Langmelodien hören; für die feinfühlenden Zuhörer aber und für die Kenner ist es eine wahre Freude sie zu hören. *Hr. Babnig* singt den *Oskar* recht brav, die Übrigen sind im Spiel gut, lassen aber im Gesang sehr viel zu wünschen! *Ulle Pistor* gibt die reizende Rolle der *Mina* recht niedlich, ihre Stimme hat Gewandtheit, aber nur durch ernstes Studium kann sie erst wahre Sängerin werden. Die Costüme und Decorationen sind sehr hübsch. Zum Neujahrstage wurde zum ersten Male „*Maximilians Brautzug*“, von *Dejnhardstein*, gegeben und erhielt Beyfall. „*Delva*“ ist neu einstudirt und von *Emil Devrient* und seiner holden Gattin wurden die beyden Hauptrollen vortreflich gegeben. *Ulle Schneider*, die auf sechs Monate hier engagirt ist, debütirte als *Maria Stuart*, sie gefiel weniger als unsere übrigen Künstler in diesem Stück; *Mad. Mevius* als *Elisabeth*, *Carl Devrient* als *Mortimer* und *Emil Devrient* als *Leicester* sind ausgezeichnet brav. Eine andere Debütrolle von ihr war *Olga* in „*Isidor und Olga*“, aber auch hier stand sie zurück gegen die Brüder *Devrient* und *Pauli*. Unstreitig ist aber auch ietzt das männliche Personal so vortreflich hier, daß es für jede Künstlerin schwer ist, sich auf gleicher Höhe mit ihnen zu erhalten.

(Der Schluß folgt.)

(Mit Nr. 6 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: *Johann Schickh*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 7. Februar 1833.

17

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 fr. halb- und 26 fl. 24 fr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der verstummte Sänger.

Zum 8. Februar 1833.

Ein Frauenbild strahlt ob den Wogen
Der Völker, zart zugleich und hehr,
Als schwebte farbig Iris Wogen
Hell leuchtend über dunk'lem Meer!

Ergriffen von des Bildes Glanze,
Ruft schnell der Sänger, unbedacht:
„Es werd' ein Lied, gleich duft'gem Kranze,
Der Mild' und Hoheit dargebracht!“

Schon schlägt er muthig in die Saiten,
Hebt schon das Auge kühn empor,
Da hört ein Flüstern er von weiten —
Ihr Name trifft sein lauschend Ohr.

Und plötzlich hat er seine Blicke
Zur Erd', erröthend, tief geneigt;
Die Zither sinkt, zerschellt, in Stücke,
Der scheue Sänger seufzt und schweigt.

Auf seiner Lipp' erstarb die Weise
Und Ehrfurcht hemmt den schwachen Sang —
Der hohen Frau zum würd'gen Preise
Tönt nur der Meister Saitenklang!

Eduard Anschütz.

Zum Geburtsfeste

Ihrer Majestät, der Kaiserinn.

Wohin sind alle Herzen heut gewendet,
Die heiße Liebe, Thränen dank entzückt?
Zur Kaiserburg, die Heil und Segen spendet,
Zur Herrinn, die den Thron am Ister schmückt.

Der Sonne gleicht Sie an dem Friedensbogen,
Die Lebenslicht auf Blüthenfelder streut;
Ihr sind die Völker alle treu gewogen,
Ihr jauchzt ein Land, das Gottes Liebe weicht.

Du, Austria, wo gute Menschen wohnen,
O schönes Land, am Edelsten so reich!
Werth bist du, daß die Besten in dir thronen,
Und zählst die Fürstinn auch den Besten gleich.

So laßt den hohen Tag uns festlich krönen,
Den Sie durch Thaten stiller Größe ziert,
Laßt Freudensang und Jubelklang ertönen,
Bevor die Zeit den rosigten entführt.

H. R.

Lebensscenen aus Paris.

Von H. Fürst.

I. Die Zwillingsschwestern.

(Fortsetzung.)

„Meine guten Freunde,“ hob ich endlich an, „ich, meiner Seits, müßte Sie tausendmal um Verzeihung bitten, denn mein erster Eintritt im Schlosse war wahrlich nicht geeignet, mich bey Ihnen zu empfehlen. Der zerrissene Glockenstrang soll ausgebessert werden, und wir wollen in Frieden und Eintracht unter einem Dache wohnen. Ich werde mich hier einquartieren, bis die Herbststürme mich wieder nach Paris zurücktreiben.“

Die alte Frau nahm nun das Schlüsselbund aus dem Wandschrank, um mir alle Zimmer des Schlosses zu zeigen. Wir wanderten durch viele große und geräumige Gemächer, aber in keinem fand ich mich einheimisch, keines wollte mir recht gefallen. Alles um mich her gestaltete sich so beängstigend öde, so alterthümlich geheimnißvoll, daß ich in dieser fremden Welt mich nicht ganz zu recht finden konnte. Die alten Familienporträte an den Wänden glogten mich an, als ob sie erfahren wollten, wer ich sey und woher ich komme. Mit abgezogenem Hute ging ich den Bildern vorüber, in deren Gesellschaft ich doch einige Zeit leben sollte, und ermüdet von der Wanderung durch die weitläufigen Corridors und geräumigen Burgsäle, verweilte ich endlich in einem großen Salon vor dem Bilde einer hübschen, alten Dame, die mir einen Blumenstrauß entgegenhielt, mir mild und heiter zulächelte, als ob sie sagen wollte: „Bleibe hier, ich bin fromm und gut, und werde dir nichts zu Leide thun.“ Gerne hätte ich ihr einen Kuß auf die weiße Hand gedrückt, wenn ich mich zu ihr hätte erheben können. „Wer ist diese liebevolle Dame,“ fragte ich meine Begleiterinn, „die mich mit ihren großen, himmelblauen Augen so freundlich anblickt?“ — „Die Urgroßmutter der Frau Herzoginn,“ erwiederte die Frau. — „Ja, ja, das hätte ich errathen sollen: Familienähnlichkeit! — So muß, so wird die Herzoginn aussehen, wenn sie ihr fünfzigstes Jahr erreicht haben wird. Hier, in diesem Zimmer, will ich meine Wohnung aufschlagen, unter

dem Schutze dieser holdseligen Dame, die mich mit dem Blumenstrauß in der Hand so gastfreundlich empfangen hat. Diesen Salon hier,“ sagte ich zu meiner Begleiterin, „bestimme ich zu meinem Gesellschaftssaal, das nächste Gemach zu meinem Studierzimmer und das dritte zu meinem Schlafgemach.“ — „Aber,“ unterbrach mich die gute alte Frau, indem sie schon anfang mit häuslicher Geschäftigkeit den Staub von den alten Möbeln abzuwischen, und sie in gehörige Ordnung zu stellen. „Sie haben die Wahl eines Speisesaals vergessen?“ „Was den Speisesaal betrifft, Madame, so kann ich diesen entbehren, denn ich werde das Mittagmahl bey dem Restaurateur *Le carlier* in Versailles, einnehmen. Ich liebe nicht, allein zu speisen, ich bin ein Freund guter und fröhlicher Gesellschaft, auch wird man bey Herrn *Le carlier* gut bedient, alle Leute von Paris kehren bey ihm ein. Überhaupt werde ich Ihnen mit der Bedienung im Hause nicht beschwerlich fallen. Ich stehe früh um 6 Uhr auf; Sie haben zu dieser Stunde mir nur das Frühstück zu besorgen, Kaffeh, Brot und frische Butter. Das ist Alles, was ich von Ihnen fordere. Doch, da wir mit den Wirthschaftsangelegenheiten in Ordnung sind, so wünschte ich eine Stunde allein zu seyn, um meine Sachen auszupacken und mich umzukleiden.“ Die Frau machte eine tiefe Verbeugung. Als sie fortging, sagte sie mir noch: „Hier, mein Herr, ist die Klingel; wenn Sie etwas befehlen, brauchen Sie nur zu läuten. Aber hübsch langsam,“ fügte sie schüchtern hinzu, „hübsch langsam, wir hören Alles, und Sie werden mit der Bedienung gewiß zufrieden seyn.“

Die Gemächer, die ich bewohnte, gingen alle auf den Garten hinaus, der, wie überhaupt Alles in diesem Schlosse, mit Ausnahme meiner Herzensdame in dem großen Salon, ein düsteres und melancholisches Ansehen hatte. Die hohen, dickbelaubten, alten Kastanienbäume vor meinen Fenstern verhinderten das Eindringen des fröhlichen Tageslichtes, so daß es in meinen Zimmern immer finster war. Die Vegetation des Gartens war üppig, aber alles wuchs wild durch einander, und man sah deutlich, daß seit langer Zeit keine erfahrene Gärtnerhand den Blumenstaat in Ordnung gehalten hatte. Das Unkraut schoß überall hervor, bahnte sich überall Weg, schlang sich sogar bis zu den Baumstämmen hinauf. Signor Löwenzahn und Dame Brennessel schienen sich vereinigt zu haben, um das Hauptregiment in dem Blumenstaat zu führen. Rosen, Lilien und Nelken guckten hie und da kummervoll und ängstlich hervor, denn das überhandnehmende Unkrautgestüdel drohte jeden Augenblick, sie ersticken und vernichten zu wollen, und nur die seelenlosen Tulpen hoben mit dummem Stolze ihre Häupter empor aus dem Unkrauthaufen, in dessen Nähe alle zarteren und edlern Pflanzen verblühten und verdorrten. Unter meinen Fenstern schlängelte sich ein Wächlein in mühsamen Krümmungen durch das Gestrippe hindurch, und selbst die sonst so muntern Vögelein wollten nicht recht singen, und stimmten zuweilen nur Klagelieder an über diese heillose Gartenanarchie. Auch die Kastanienbäume schüttelten bedenklich ihre alten Kronen, und flüstereten sich allerley geheimnißvolle Bemerkungen zu, die aber im Winde wieder verwehten. Das verwilderte Gesträuch im Garten bot keinen angenehmeren Anblick dar. Nur einige Bergigmeinnichte unter meinen Fenstern leuchteten wie blaue Hoffnungsterne empor aus dieser Nacht der betrübtesten und unfreundlichsten Wildniß.

Nachdem ich meine Sachen in gehörige Ordnung gebracht hatte, durch-

schrift ich nochmals die Gemächer, in allerley Gedanken und Träumereyen versunken. Ich war abgeschieden von der Welt; keine menschlichen Tritte, keine menschliche Stimme, weder nah' noch fern, hörte ich um mich herum. Alle Märchen von Geistererscheinungen in verödeten Schlössern, die ich in meiner Jugend gelesen hatte, drängten sich lebhaft in meine Erinnerung zurück, und ich war nicht ungeneigt zu glauben, daß ich solche Abenteuer hier zu bestehen haben werde. Die dunkeln, gewölbten Corridors, die Bilder der Ahnengallerie, der düstere Ernst der Gemächer, die Fallthüren, die ich in einigen Zimmern bemerkte, und die zu unterirdischen Gängen führen mußten, alles dieses flößte mir eine Art Schauder ein, dessen ich mich nicht entwehren konnte. Ich eilte mit starken Schritten nach dem Salon zurück, wo der Anblick meiner Herzensdame mir erfreulichere Gedanken eingab. Auch fing der Magen an, seine Rechte zu fordern, denn es schlug schon 6 Uhr vom Schloßthurme, und ich hatte noch nicht zu Mittag gespeist. Ich machte geschwind Toilette, ging zu meinen Hausleuten hinab, wo ich zu meiner Freude erfuhr, daß der zerrissene Glockenstrang schon ausgebessert worden war. Der Castellan empfing mich in der Hauslivrée, und seine Frau hatte sich sonntäglich herausgeputzt. Sie überreichte mir ein großes, duftendes Blumenbouquet, das, wie sie sagte, sie auf meinen Schreibtisch setzen wollte. Ich dankte der guten Alten für ihre gefällige Aufmerksamkeit, und verließ das Schloß, um mich wieder unter das bunte Menschengewühl zu mischen, dann zu Mittag zu speisen, und nachher einen Spaziergang in dem Park von Versailles zu machen.

In Versailles lebt man wie in Paris, und die Stadt, die 28000 Einwohner zählt, ist nur so zu sagen eine Verlängerung der großen Residenzstadt. Aber die Luft in Versailles ist viel erfrischender und gesunder, auch hat man keine so weiten Gänge zu machen, um ins Freye hinauszukommen. Ich genoß also zugleich die Annehmlichkeiten des Stadtlebens und die Vortheile des Landlebens. Freylich hätte ich gern meine Schloßwohnung gegen ein paar freundliche Zimmer vertauscht, aber das war nicht mehr möglich, auch war ich fest überzeugt, daß bey längerem Aufenthalt ich mich doch endlich an meine Behausung gewöhnen werde.

Die Abendsterne leuchteten schon freundlich herab von dem unbewölkten Abendhimmel, als ich den Garten von Versailles verließ. Es schlug 10 Uhr vom Kirchthurme, als ich in das Schloß zurückkam. Mit größerer Behutsamkeit zog ich an der Klingel; der Thorweg öffnete sich, ich trat in die untere Stube des Castellans, bot den alten Leuten einen freundlichen guten Abend, und setzte mich zu ihnen, um noch ein Stündchen mit ihnen zu plaudern. Herr Alexander, so hieß der Castellan, war ein Greis von 70 Jahren, aber noch sehr rüstig. Er hatte unter Buonaparte gedient, viele Feldzüge mitgemacht, und da er nach dem Sturz desselben nicht länger dienen wollte, die Stelle des Castellans, die er jetzt bekleidete, angenommen. Seine Frau, ein Weib von 60 Jahren, war in dem Schlosse geboren, und hatte von ihrer Kindheit an den Dienst bey der Familie des Herzogs nicht verlassen. Der Castellan erzählte mir von den Schlachten, denen er beygewohnt hatte, und von den Gräueltthaten der Revolution; die Frau von den Freuden- und Trauerfesten, die ehemals in dem Schlosse Statt gefunden hatten. „Es war nicht immer so ruhig hier, wie jetzt,“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer; „das letzte

große Fest, das wir hier hatten, war vor 14 Jahren, bey der Vermählung des Herzogs, die Trauung geschah in der Kirche von Versailles, und das Beylager wurde hier prächtig und glänzend gefeyert.“ Sie erzählte nun, als ob sie eine Hauschronik vor sich hätte, das ganze Ceremoniel der Trauung, selbst mit den kleinsten Details, und bey der Beschreibung des Banquets vergaß sie nicht die Schüsseln aufzuzählen, die aufgetragen wurden. Das kostbare Gedeck der Tafeln schilderte sie auf die pomphafte Art, und schloß ihre Erzählung mit einem Bericht des glänzenden Feuerwerks, das im Burghof abgebrannt wurde. Diesen Schluß erwartete ich mit Ungeduld, denn ich wollte mich zur Ruhe begeben. Die lebendige Hauschronik nahm nun zwey Wachskerzen in die Hand, und leuchtete mir vor. Mit einer tiefen Verbeugung setzte sie die Kerzen auf den Tisch, wünschte mir eine gute Nacht und entfernte sich.

Ich war nun wieder allein. Grabesstille herrschte um mich herum. Um nicht ganz das peinliche Gefühl der Abgeschiedenheit zu empfinden, stattete ich der holden Dame in dem großen Salon einen Abendbesuch ab. Der Kerzenschein erhöhte noch mehr die edlen und offenen Züge des heitern Gesichtes. Immer milder lächelte sie, immer freundlicher; ich war froh, wenn ich mich in ihrer Nähe befand. Als ich mich umwandte, erblickte ich hinter mir das Bildniß eines alten Ahnherrn, in Lebensgröße, der mit so trostigen und wilden Blicken mich angrinste, daß ich geschwind das Licht nahm und nach meinem Schlafgemach zurückeilte. Die Mitternachtstunde schlug. Ich vernahm kein anderes Geräusch, als das Pfeifen des Windes, der auch die Fenster aufzurütteln drohte. Die Thüren klirrten zuweilen; aber ich bemerkte keine Erscheinungen. Am unerträglichsten war mir ein jämmerliches Klagengeheul in dem Garten, eine Nachtserenade, die ich gerne mit einem tüchtigen Knittel gestört hätte. Doch ich legte mich endlich nieder, löschte die Kerzen aus und schlief ruhig ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfangs Jänner 1833.

(S c h l u ß.)

Die öffentlichen Vorlesungen des Prof. Reichensach über Naturkunde sind so anziehend und so beliebt, daß, obschon bey der letzten, vor Jahreschluß über 700 Billets ausgetheilt wurden, dennoch Viele, die keine erhalten konnten, weil der Saal nicht mehr Zuhörer faßt, öffentlich um Wiederholung dieser Vorlesung baten; der gütige und gefällige Naturforscher erfüllte auch diesen Wunsch sogleich und hielt diese höchst interessante Vorlesung noch einmal. Er sprach darin über die großen Naturforscher, welche wir im vorigen Jahre verloren hatten; da Goethe und Cuvier hiezu gehören, und er biographische Notizen hinzufügte über die Veranlassungen, welche ihren Sinn zuerst auf das Studium der Natur richteten, so wie über dasjenige, was jeder besonders leistete, so gewann dieß die allgemeine Theilnahme. Höchst interessant war aber auch die zweyte Abtheilung, wo er über die verschiedenen Schöpfungsperioden unserer Erde sprach, und nicht allein merkwürdige Versteinerungen und Mammothsknochen aus einer antediluvianischen Vorzeit zeigte, sondern auch drey große Gemälde aufgestellt hatte und erklärte, die er nach eigener, wissenschaftlich begründeter Ansicht angab und ausführen ließ; hier war der Zustand unsers Erdballs in verschiedenen frühern Schöpfungsperioden dargestellt, mit genauer Beachtung der darin vorherrschenden Gebilde der Pflanzen- und Thierwelt. Der Vortrag dieses allgemein geschätzten Gelehrten ist eben so klar

und faßlich für Jedermann, als gediegen, blühend und von ächter Begeisterung durchdrungen.

Die sehr schöne Ausstellung von zwölf Dioramen verdient allgemeine Aufmerksamkeit. Die Gemälde sind von zwey braven, hiesigen jungen Künstlern, die sich Beyde in Italien bildeten: Ernst Hme und Otto Wagner, der erstere mehr im landschaftlichen, der zweyte im architektonischen Fache. Die mannigfaltige Art der Beleuchtung ist wahrhaft magisch. Vorzüglich schön sind die Logen des Vatican's dargestellt, so daß man den langen Säulengang vor sich sieht und aus dieser Höhe des dritten Stockwerks hinablickt auf das im vollen Sonnenlicht sich ausbreitende Rom und dessen Campagna. Ein herrliches Seitenstück dazu ist das Innere der Peterskirche, einzig durch das kolossale freyschwebende Kreuz beleuchtet, so wie es sonst Charfreytags üblich war. Die stille, romantische, im Felsen gehauene Capelle des Klosters San Benedetto bey Subiaco, mit den kindlich-frommen Frescomalereien des Giotto, welche vom einströmenden Morgenlicht beleuchtet sind, während Kerzenlicht von den Altären schimmert, ist eine dritte, sehr anziehende Darstellung; diese alle sind von Wagner. Unter denen von Hme zeichnen sich besonders eine Schweizergegend aus, wo man von dem tiefen Lauterbrunnenthale aus die Spitzen des Mittagshornes im Rosensichte der Abendbeleuchtung sieht, und eine Christmorgenscene nach der Frühkirche, wo man aus dem Erkerzimmer eines Hauses den hellfunkelnden Christbaum leuchten sieht, umgeben von frohen Kindern; außen kommen einige Leute aus der Frühkirche, das Lämpchen der Straßenslaterne erlischt, der Morgenstern strahlt über den Schnee; die Personen sind in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts. Mögen die geschickten Künstler durch zahlreichen Besuch entschädigt werden für alle Kosten, welche die Aufstellung dieser Dioramen verursacht!

Die Hofbälle haben am 6. begonnen; es werden diesen Carneval vier große seyn bey dem König, und vier kleinere bey den Prinzen und Prinzessinnen.

Nachschrift. Nur noch ein paar Worte über die Aufführung der „Emilia Galotti“, welche ich eben sah. Mlle. Schneider, als Emilia, verfiel leider in den Fehler der meisten jezigen jungen Schauspielerinnen, sie declamirte und spielte viel zu viel, dieß zerstört gerade den Eindruck, den es machen soll, und paßt so gar nicht zu der klaren Prosa dieses Meisterwerkes, welche stets innig und wahr, nie pomphaft vorgetragen werden muß; die junge Künstlerin hatte einzelne schöne Momente, doch sie hüte sich vor diesem Zuvielthun. Meisterhaft hingegen gab Mad. Mevius die Ursina. Hier war jedes Wort, jede Nuancirung des Tones, jeder Blick tief durchdacht, ächt künstlerisch und in vollem Sinn des Dichters aufgefaßt; sie war dabey ganz Italienerin und ihre schöne, südtlich ausdrucksvolle Physiognomie unterstützte ihr vortreffliches Spiel. Carl Devrient gab den Prinzen sehr gut, mit all dem Schwanken zwischen Recht und Unrecht, zwischen Herz und Sinnenlust. Hr. Julius war als Marinelli ausgezeichnet brav, und wußte den Ton des vornehmen Hof- und Weltmannes sehr richtig zu treffen. Hr. Werdn genügte nicht als Odoardo, wohl verstand der denkende Künstler alles richtig, aber Gestalt und Kraft reichten nicht aus, und besonders mangelte alle Nationalität. Mad. Werdn gab die Claudia sehr gut, mit aller Wärme, Weiblichkeit und Anstand, die hiezu erforderlich sind. Hr. Emil Devrient bewies als Appiani, was ein großer Künstler auch aus einer scheinbar unbedeutenden Rolle machen kann; dasselbe war bey Pauli als Angelo der Fall, dessen kurze Scene meisterhaft war. Hr. Heine als Maler verstand den Werth der herrlichen Scene, etwas mehr Würde hätte er aber haben können. An einem solchen Meisterwerk prüft sich der wahre Gehalt der Künstler, so wie der richtige Tact der Zuschauer am deutlichsten.

L i t e r a t u r.

1. „Die Hand der Jungfrau.“ Erzählung. 2. „Der Solitär.“ Novelle. 3. „Der Pfarrer zu Weilby.“ Eine Criminalgeschichte aus dem XVI. Jahrhundert. Sämmtlich von Kruse. Leipzig, 1831, bey Chr. F. Kollmann.

Nr. 1 und 2 haben das Verdienst geistvoller Durchführung eines wohlangelegten Plans und einer festen Charakterzeichnung; dessenungeachtet aber wird das Gemüth weniger, als es seyn sollte, erwärmt und aufgeregert, und der Totaleindruck gleicht nicht dem eines farbenhellen, lebenglühenden Gemäldes, sondern vielmehr jenem einer

schönen und glatten, aber auch blassen und kalten Marmorgruppe. Die Charaktere haben mehr Kunstform als Naturwahrheit. In Nr. 1 finden wir ein kräftiges, heftiges Mannweib, welches den eingeschüchterten Gatten, einen halbwahnsinnigen Schwächling, beherrscht und gängelt; ein im höchsten Grade nervenschwaches Mädchen, welches bey der ersten Erschütterung von Aussen den Geist aufgibt; ein fröhliches Naturkind, welches durch ein trauriges Ereigniß, den Tod der Schwester, plötzlich höchst sentimental wird; einen edlen Bruder mit einem gehaltlosen, schlechten Freunde, welcher endlich zum Wüßling ausartet, und eine feurige Italienerinn, die spurlos verschwindet. Der wahnsinnige Vater erregt wenig Theilnahme, theils weil er sich zu passiv verhält, theils weil er als Mensch auf einer zu niedern Stufe steht, da nicht eine große, gewaltige Leidenschaft, wie z. B. Ehrgeiz, oder Haß und Liebe, sondern nur Gewinnsucht ihn zum Unrechtthun verleitet und dann halbwahnsinnig gemacht hat. Diese erste Erzählung endet zwar glücklich, nemlich mit einer Heirath, aber dessenungeachtet nicht erfreulich, da die heirathende Schöne erst jetzt den früher verschmähten Liebhaber wohlgemuth zum zweyten Gatten nimmt, nachdem der erste sie unglücklich gemacht hat und gestorben ist.

Die Hauptfigur der zweyten Erzählung ist ein erschöpfter, bejahrter Lord, welcher durch seine herzlose Härte zwey jugendliche schöne und edle Gattinnen mordet, weil sie ihm statt des gewünschten Sohnes und Stammhalters ein Mädchen gebaren. Nach dem Tode der zweyten Gattinn sucht er seinen Düsterrain zu verreisen, findet in Italien zufällig die von der zweyten Gattinn geborne, aber dem gefühllosen Gatten als gestorben angekündigte Tochter, gewinnt sie lieb, und vermählt sie einem guten Jüngling, in dem er früher einen ihm frevelhaft verheimlichten Sohn zu finden glaubte. Auch in dieser Erzählung begegnet uns ein Halbwahnsinniger. So bewegt sich denn das ganze düstere Gemälde, gleich dem ersten, in einer schwülen, drückenden Atmosphäre, ohne daß unsere Augen von der trostlosen Tendenz zu einer höhern oder doch heitern Lebensansicht emporgehoben werden. Da übrigens beyde Erzählungen mit Geist, auch mit Welt- und Menschenkenntniß geschrieben sind und herrliche Parthien enthalten (wie z. B. in der ersten Erzählung der Traum, der Schwur bey der Hand der todten Jungfrau, die Alpenscene etc.), so werden sie der gebildeten Lesewelt auf jeden Fall sehr willkommene Erscheinungen seyn, vorzugsweise aber jene Leser ansprechen, welche an den Schicksalstragödien Wohlgefallen finden. Dem gediegenen Styl wäre nur ein kürzerer Periodenbau mit weniger Einschaltungsfäßen zu wünschen.

Nr. 3. Diese, aus dem Dänischen übertragene Erzählung hat die Form eines Tagesbuches, und ächt tragische Motive; sie rührt das Herz zu wehmüthigem Mitgefühl, und erhebt uns bey mancher tiefen Gemüthserschütterung durch den Geist der Duldkraft und Heiligkeit auf die wohlthätigste Weise. Der Charakter des Criminalrichters, welcher den Vater seiner Braut zum Tode verurtheilen soll, erscheint in seiner religiös-moralischen Reinheit und Festigkeit als ein höchst achtungswürdiges, herrliches Wesen, Theilnahme und Bewunderung erregend. Eben so sind auch die übrigen Figuren dieses Gemäldes mit der treffendsten Naturwahrheit geschildert, und der schlichte, einfache Ton, in welchem diese moralisch und psychologisch interessante Geschichte vorgezogen ist, ergreift unser Innerstes, ohne es irgendwo nach moderner Weise vorsätzlich widrig zu quälen.

Concert der Familie Kontski aus Krakau.

Das heutige Concert hat unserm Publicum zu einer recht interessanten Bekanntschaft verholfen. Die Familie Kontski von Krakau besteht aus drey Mitgliedern, der Sängerin Eugenie Kontski, dem ältern Bruder Carl, einem Violinspieler, und dem jüngern, Anton, einem Pianofortespieler. — Nach der kräftig-charakteristischen Ouvertüre zum „Prometheus“, von Beethoven, trat jedes der drey Geschwister in zwey verschiedenen Musikstücken auf. Den Anfang machte der jüngste, ein Knabe von vierzehn Jahren, Schüler des berühmten John Field, und spielte den ersten Satz aus dem C-dur-Concert von Moschelles, so wie ein Rondeau-brillant von H. Herz. Obwohl wir uns schon bey mehr als einer Gelegenheit über das Wesen von dergleichen jugendlichen Productionen ausgesprochen haben, so können wir doch nicht umhin, bey dem heutigen Falle eine ehrenvolle Ausnahme von der sonst untrüglichen Regel gelten

zu lassen; so überrascht, so befriedigt waren wir durch den wirklich bedeutenden Grad von Ausbildung, den der junge Virtuose jetzt schon erreicht hat, und der uns zu nicht gewöhnlichen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Die Fertigkeit, Nettigkeit und Sicherheit seines Spieles beweisen den Fleiß, mit dem er die Anweisungen einer trefflichen Schule annahm; Ausdruck und Gefühl im Vortrage den eigenen, ihm inwohnenden Beruf. Möge der talentvolle Knabe durch das, was er erreicht hat, sich nie täuschen über das, was ihm noch zu erreichen übrig ist, dann wird er, in bescheidener Selbsterkenntniß, nicht stehen bleiben auf dem Wege, den er so erfolgreich betreten hat, dann wird der ihm heute gewordene, allgemeine und wiederholte Beyfall ein eben so mächtiger als dauernder Sporn werden. — An Talent vielleicht nicht minder begünstigt, aber in Rücksicht auf die Schwierigkeit des Instruments weniger überraschend, ist der ältere Bruder *Carl*, der Violinspieler. Er trug den ersten Satz aus einem *Syohr'schen* Concert, dann die bekannten, uns Wienern durch das Spiel des Componisten unvergeßlichen Variationen von *Mayer* vor. Sein Ton ist, namentlich in den mittleren Chorden, ziemlich kräftig und rein, seine Vogenführung kühn und sicher; manches in der Ausführung der beyden äußerst schwierigen Compositionen gelang auf eine kaum zu erwartende Weise. Auch hier ist der Grund zu einem dereinst recht tüchtigen Virtuosen gelegt; gute Vorbilder, besonders ein festes im Auge Halten der Hauptsache, des Ausdruckes, des Gesanges im Spiele, werden das ihrige thun, auch diesen Keim zur Reife zu bringen. — Mit Bedauern haben wir bemerkt, und durch später eingezogene Nachrichten bestätigt gefunden, daß das dritte Mitglied dieser hoffnungsvollen Familie, die Sängerin *Eugenie Kotski*, durch vorangegangene, mehrtägige Unpäßlichkeit an der Entwicklung ihres musicalischen Talents für heute gehindert wurde. Sie trug, obwohl mit sichtbarer Schwierigkeit, die Arie mit Chor aus *Rossini's* „*Semiramide*“, dann die bekannten Variationen der *Mad. Catalani* vor. Ihre Stimme, ohnehin keine der stärksten, war unter solchen Umständen der etwas mächtigen Aufgabe nicht gewachsen; wir müssen deshalb unser Urtheil auf eine vielleicht später dargebotene, günstigere Gelegenheit versparen. — Zweyfach interessant war der Schluß des heutigen Concerts; er bestand in Variationen für Pianoforte und Violine, componirt und vorgetragen von den beyden jungen Concertgebern. Die Composition enthielt mehrere eben so originelle als wirksame Wendungen. Die Art des Vortrags war in Betreff beyder Instrumente recht gelungen zu nennen. Die Versammlung, leider nicht so zahlreich, als wir gewünscht hätten, verließ den Saal vollkommen befriedigt.

Modell VI.

Die eine Dame trägt ein Rosa-Kleid von Crepp, mit Blonden aufgelegt; die andere ein weißes Kleid von Petinet. Beyde nach Originalen des *Hrn. J. G. Beer*, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Die Coiffüre ist nach einem, von *Hrn. Th. Zeipel*, bürgl. Damenfriseur (am Graben, im Trattnerhofe, 1. Hof, 4. Stiege, 1. Stock) ausgeführten Originale gezeichnet.

Herausgeber und Redacteur: *Johann Schich*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 9. Februar 1833.

18

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

An Joseph von Hammer.

„Dreible nicht,“ sprach der Moslim,
„Nenn' nicht den Orient reich,
Besonders Euch im schönen Wien
Ist nicht der Orient gleich!
Was Ihr besitzt, ein Kästchen ist's,
Um das der Orient weint,
Ihr könnt nur schwer versteh'n den Werth,
Den es in sich vereint.
Ein Talisman aus Allah's Hand,
Liegt es verborgen hier — —
Komm' mit zu Hammer's Bibliothek,
Dort liegt's, ich zeig' es dir;
Dort will ich schweigend es berühr'n,
Dürft' ich, ich trüg' es fort.“
Ich folge ihm, wir treten ein,
Er grüßt mit blüh'ndem Wort,
Und nähert sich dem Hammer dann,
Gewandt, mit leisem Tritt,
Hebt dann behend' zwey Finger auf,
Berührt des Haupt damit:
„Dies Kästchen ist's, das uns're Schäh'
In sich verschließt für Euch;
Der Orient ist — fehlt dieß Juwel —
Euch nicht an Schätzen gleich!“

Jos. Ferd. Weigl.

Lebensscenen aus Paris.

Von N. Fürst.

I. Die Zwillingsschwestern.

(Fortsetzung.)

Um 6 Uhr war ich aus dem Bette. Ich klingelte, und die Frau brachte mir auf einem eleganten Silbergestell mein Frühstück. Es schlug sieben Uhr. Da hörte ich plötzlich zwey liebliche Kinderstimmen ein Morgenlied ansimmen.

Ich lauschte, ich blickte zum Himmel hinauf, denn nur von dort oben konnten diese wundervollen, engelreinen Töne herabgekommen seyn. Nirgends erblickte ich ein menschliches Wesen. Alles war stille rings um mich herum. Ich hatte den Morgengruß der Engel gehört. War es Täuschung? Aber ich war ja vollkommen wach. Werde ich je einen so glücklichen Morgen wieder erleben? — Allgütiger Schöpfer! war ich würdig, auch nur einen Augenblick den Sphärengefang der Engel zu vernehmen? Nein, nein, ich habe wachend geträumt! und doch, eine Stunde ist bereits verflossen, und noch durchklingen und durchbeben die frommen, lieblichen Accorde meine ganze Seele, mein ganzes Herz! Ich habe doch in meinem Leben viel singen hören, aber nie hat mich ein Gesang so ergriffen, so beseligt, so entzückt, wie dieser Morgengesang. Aber es war eine Täuschung! Nun wohl, aber eine Täuschung, die mich mit Wonne erfüllt. Alles um mich her nahm plötzlich eine andere Gestalt an. Der düstere Schloßgarten kam mir nicht so unangenehm vor wie gestern. Die Gemächer schienen mir nicht mehr so dunkel, das alterthümliche Ansehen des Schlosses hatte sogar etwas für mich unbeschreiblich Reizendes. Ich fühlte mich froh und glücklich. Täuschung oder Wirklichkeit, gleichviel! ich bin fast ein anderer Mensch geworden. Die ländliche Einsamkeit hat nichts Abschreckendes mehr für mich. Auch habe ich ja Paris verlassen, um in ländlicher Stille meinen Beschäftigungen und Zerstreuungen zu leben. Die Bilder, die sich meine Phantasie von einem solchen Leben entworfen hatte, scheinen sich jetzt zu verwirklichen. Was konnte ich mehr fordern? — Gestern war ich undankbar gegen meinen Schöpfer; nichts wollte mir gefallen, und seit dem Morgengesang erscheint mir alles im heitersten Lichte? Mit diesen und ähnlichen Betrachtungen setzte ich mich an meinen Schreibtisch, schrieb und las und vertiefte mich so sehr in meinen Beschäftigungen, daß es schon spät Nachmittag war, als ich ausging, um in den Schattenalleen von Trianon noch vor dem Mittagessen einen Spaziergang zu machen.

Ich muß gestehen, daß der erste Tag meines ländlichen Aufenthalts, obgleich ich mir ganz allein überlassen war, mir so angenehm verstrichen war, daß ich bey dem Mittagmahl die geräuschvolle Menge zu meiden suchte, die sich gewöhnlich um 6 Uhr Nachmittags bey dem Restaurateur *Le carlier* versammelt. Ich wählte deswegen einen kleinen Seitentisch, an dem nur zwey bejahrte Männer saßen, die, wie ich bemerkte, mit dem Kauen so sehr beschäftigt waren, daß ich billig voraussetzen konnte, sie würden mir mit Gesprächen nicht beschwerlich fallen. Meine Vermuthung war gegründet. Die beyden alten Herren blickten nicht von den Tellern auf, als ich mich zu ihnen niedersetzte. Ihre Kinnbacken bewegten sich auf und ab, wie eine Stampfmaschine, die zum Zerbröckeln bestimmt ist, und diese tactmäßige Bewegung wurde nur zuweilen unterbrochen, wenn sie das Glas zum Trinken ansetzten, oder von dem Gargon neuen Stoff zum Verarbeiten forderten. In solchen Intervallen sahen Beyde mich mit einer Art von Verwunderung an, denn sie bemerkten, daß ich die Kunst des Kauens weit besser verstand, indem ich schon zwey Gerichte glücklich hinuntergebracht hatte, während sie noch an dem ersten mühselig arbeiteten. Bey einem Kirschcompot, das mir der Gargon vorsezte, gab ich den alten Leuten eine andere Probe meiner Virtuosität, indem ich die Steine nach einander mit solcher Leichtigkeit aufknackte, als ob es gekochte Erbsen wären. Beyde ließen Messer und Gabel liegen, staunten mich an, wie ein fremdes Wunderthier, sie schienen gar nicht begreifen zu können, wie, selbst mit einem starken

Gebiß, man eine solche Knick-Knackoperation aushalten konnte. Doch es war mir sehr erwünscht, daß die guten Leute mir ihre Bewunderung nur durch Blicke und Mienen, und nicht durch Worte zu erkennen gaben, denn ich konnte ungestört mich meinen eigenen Gedanken überlassen, und nach dem Essen ruhig sitzen bleiben, um meine Flasche Burgunder bis auf den letzten Tropfen auszuleeren. Das that ich auch, bezahlte die Zeche, und ging nach einem Kaffehause, um die Tagesneuigkeiten in den Zeitungen zu lesen und zu verdauen.

Den Abend brachte ich in Gesprächen mit dem Castellan und seiner Frau zu. Monsieur Alexandre war unerschöpflich in Erzählungen von Gräueltathen aus der Revolution; Madame Antoinette unermüdet in Berichterstattungen der Freuden- und Trauerfeste, die sie im Schlosse erlebt hatte, wobey sie auch nicht vergaß, die Anzüge der Frauen und Männer bis auf die kleinsten Details zu beschreiben. Diese Unterhaltung befriedigte mich wenig; ich hörte Dinge aus der Revolution, die mir sehr wohl bekannt waren, und die Erzählungen des Festgepränges hatten für mich keinen besondern Reiz. Beyde Eheleute lebten mehr in der Vergangenheit, ich mehr in der Gegenwart. Doch ich befand mich als Gast unter guten Leuten, und mußte schon ein wenig Geduld mit ihrem Geschwätze haben. Beym Schlafengehen leuchtete die gute Alte mir wieder vor, und da sie mir meine kleinen Bedürfnisse mit eben so viel Pünctlichkeit als Ordnung besorgte, fand ich mich verpflichtet, ihr meine Dankbarkeit darüber zu erkennen zu geben, was der guten Alten ein besonderes Vergnügen machte.

Der zweyte Morgen meines Aufenthalts im Schlosse brach heran, und mit dem Schlage sieben Uhr vernahm ich abermals den Sphärengesang der Engel noch lieblicher, reiner, frommer, lauter und inniger ertönen, als das erste Mal. Thränen der Rührung drängten sich in meine Augen. Die ganze Natur um mich herum schien sich in einen unendlichen Zauber zu verklären. Doch die beyden Engel, die den Morgengesang anstimmten, blieben mir verborgen. Diese Morgeneyer entzückte und begeisterte mich so sehr, daß ich meine Schloßwohnung nicht um ein Königreich vertauscht hätte. Ich lebte in keiner Täuschung mehr. Der Morgengruß der Engel war zur schönsten Wirklichkeit geworden, und ich muß gestehen, daß es mir an Worten fehlt, den Eindruck zu schildern, den dieser Gesang auf mein Gemüth hervorgebracht hatte.

Als ich mich angekleidet hatte, und zum Castellan herabging, fragte ich die Alte: „Aber sagen Sie mir doch, Madame Alexandre, woher kommen die lieblichen Kinderstimmen, die ich jeden Morgen vernehme, das fromme Morgengebeth, das vom blauen Himmel zu mir herabzutönen scheint?“

„Wie? Sie haben die Zwillingsschwester n noch nicht gesehen?“

„Die Zwillingsschwester n? nein! wer sind denn diese Zwillingsschwester n?“

„O, ein allerliebstes Kinderpaar, ganz Versailles kennt und liebt sie ... zwey wahre Gottesengel.“

„Ja, ja, zwey Engel,“ unterbrach ich die Frau, „zwey Gottesengel, die mich entzückt haben!“

„Aber Sie haben Sie ja noch nicht gesehen?“

„Nein, aber ich habe ihre Engelsstimmen vernommen.“

„Nun, Sie müssen sie auch sehen. Gehen Sie um 12 Uhr in den Gartenpark, dort werden Sie sie mit ihrer Mutter antreffen. Sie werden die Kinderchen gleich erkennen. Zwey Tropfen Wasser sind sich unähnlicher, als dieses

liebe Kinderpaar. Ihre Eltern wohnen rückwärts an unserm Schlosse, deswegen haben Sie das Morgenlied so gut hören können.“

Ich sah auf die Uhr; es hatte schon zwölf geschlagen. Ich eilte nach dem Park. Der Tag war schön. Die Natur glänzte im prachtvollsten Schimmer eines heitern Tages. Das bunte Farbenspiel der Blumen und Gesträuche erquickte Herz und Auge. Aus dem blauen Himmel strömte eine erfrischende Kühlung herab, gewürzt von Blumendüften, und ich fühlte mich beglückt, dem schwülen Dunstkreis von Paris entronnen zu seyn.

Ich trat in den Garten. Meine Augen spähten überall umher, um die Zwillingsschwestern aufzusuchen. Ich erblickte sie endlich hinter einem Rosenstrauch, wo sie in kindlicher Unschuld spielten. Vor ihnen, auf einer Rasenbank, saß die Mutter, mit leichter Handarbeit beschäftigt. Die Kinderchen waren schön, wie die Engel, frisch, wie die um sie aufblühenden Rosen. Ich sah zugleich in ihnen das seltsamste Naturspiel von der Welt, denn sie waren sich so ganz und vollkommen ähnlich, daß man sie durchaus nicht von einander unterscheiden konnte. Die ganze Natur um sie herum schien mir wie ein magischer Spiegel, der die Kindergestalten getreu wiedergab, und diese Täuschung wurde noch dadurch erhöht, indem die lieben Kleinen sich auch gleichmäßig bewegten. Hüpfte das eine Kind auf dem Rasen herum, sah man auch das Ebenbildchen herumhüpfen, pflückte das eine eine Wiesenblume, um sich damit auszuschnücken, that es auch das andere, kurz, ich stand wie festgebannt beym Anblick dieser überraschenden, höchst wunderbaren Erscheinung. Das goldene Lockenhaar des himmlischen Schwesternpaares glänzte in der Sonne wie ein Strahlenkranz, der sich um ihre reine, heitere, liebliche Stirne wand; ihr Körperbau war äußerst zart gebildet, und sie bewegten sich mit so vieler Leichtigkeit, daß man in Zweifel blieb, ob sie über die Blumenmatten einhergingen, oder, wie ätherische Gestalten, leicht darüber hinwegschwebten. Sie waren in beständiger Bewegung, und ruhten sie zuweilen von ihren Spielen ein wenig aus, dann sahen sie mit liebevollen Blicken einander an, gleichsam als fänden sie Wohlgefallen daran, sich selbst zu betrachten. Sie küßten und herzten sich, neckten sich mit dem süßesten Geschwätze, und man bemerkte die innigste Seelensympathie zwischen diesen beyden lieblichen Schwestern, die nur eine Seele in zwey Körpern zu haben schienen.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen mich der Mutter zu nähern, und ihr einige freundliche Worte über die schönen Engelskinder zu sagen. Sie dankte mit Artigkeit, aber so kalt und manierlich, daß ich wohl merkte, sie würde sich in kein weiteres Gespräch mit mir einlassen. Wie konnte ich auch dieses erwarten, da ich ihr vollkommen fremd war, und wer ehrt nicht bey Damen jene weibliche Zurückhaltung, die sie gegen Zudringlichkeit sichert, und die jeder ehrbaren Frau auch so gut ansteht. Auch bemerkte ich, daß sie ihre Handarbeit zusammenpakte. Ich machte ihr also das gewöhnliche Abschiedscompliment, das sie mit Höflichkeit erwiderte, und indem sie den Kinderchen zurief: *Faites votre révérence à Monsieur*, machten diese ein allerliebstes Knixchen, und entfernten sich an der Hand ihrer Mutter aus dem Garten.

Als ich spät nach Hause kam, erzählte ich meinen alten Leuten die glückliche Begegnung, von der ich noch ganz entzückt und begeistert war. Ich erfuhr von Herrn *Alexandre*, daß der Vater dieser Kinder Herr *Lemonier* heißt, und daß er als Rechnungsführer bey einem königlichen Bureau in Versailles

angestellt ist. Seine Frau ist die Tochter eines Gewürzkrämers in Paris. Seit sechs Jahren sind sie verheirathet, und die Zwillingsschwester sind die einzige Frucht dieser Ehe. Die Kinder sind jetzt 5 Jahre alt. Das erstgeborne ist nur um eine Viertelstunde älter, als das jüngere. Das ältere Kind heißt *Julie*, das zweyte *Antonie*. Die Hebamme bemerkte bey der Geburt eine so erstaunliche Ähnlichkeit der Kinder, daß sie um das Füßchen des erstgebornen ein blaues Band befestigte, um es von dem zweyten unterscheiden zu können. Die Geburt dieser Kinder wurde in Versailles wie ein Wunder betrachtet. „Passen Sie nur auf,“ sagte die Frau, „wenn die Mutter mit den Kindern durch die Straßen geht. Alles lauft dann zu den Fenstern; man ruft einander zu: „„Geschwind, geschwind, die beyden Engel gehen vorüber!““ Von allen Seiten wirft man ihnen Kuffhändchen und Blumensträußchen zu. Die Kinder unseres Städtchens verlassen die Hand ihrer Mütter oder Wärterinnen, um sie im Vorübergehen zu umarmen, und selbst die Säuglinge auf den Armen ihrer Ammen strecken die kleinen Händchen aus, gleichsam als wollten sie sie zu sich hinaufziehen. Der Spaziergang der Zwillingsschwester ist ein wahres Fest für die Einwohner. Die lieben Kinderchen grüßen auch mit so viel lieblicher Amuth, daß ihnen gleich alle Herzen zustiegen.“

Diese Auskunft genügte mir. Ich wollte nach dieser Erzählung nichts mehr von Fest- und Schlachtberichten hören; ich empfahl mich daher meinen Hausleuten, und eilte auf mein Zimmer hinauf.

(Der Schluß folgt.)

Entstehung und Bedeutung des Rauch- und Schnupftabaks.

Eine Parabel.

Der Donn'rer, Namens Jupiter,
War ein humaner, munt'rer Herr,
Und kam gar oft zur jungen Erde,
Zu seh'n, was aus der Schöpfung werde.

Zu jener Zeit war in der Welt
Noch Manches sonderbar bestellt;
Die Flüsse, will man uns erzählen,
Ja Bäum' und Blumen hatten Seelen;
Die Thiere — das war ganz verdammt —
Die Thiere sprachen insgesammt.
Der Mensch erfreute, seines Orts,
Sich nicht persönlich nur des Worts,
Nein, jedes Glied parlamentirte,
Und Alles an ihm raisonnirte.

Da kam's, daß unterm Nasenmob
Sich plötzlich ein Rumor erhob;
Und siehe, an den Donn'rer sandten
Sie einen Volksrepräsentanten.
„Herr Jupiter!“ — ließ der sich aus —
„D mach' die Stirne nicht so kraus!
„Was wir verlangen, hör' und schlicht' es! —
„Du hast inmitten des Gesichtes
„Als Vorgebirge uns erhöht,
„Wo der Geruch zur Wache steht.
„Der Posten, den du uns beschieden,
„Ist ehrenvoll. Wir sind zufrieden.
„Uns ist durch deine Huld vergönnt,
„Das wesentlichste Element,
„Die Luft, dem Menschen einzuziehen.
„Doch er belohnt nicht uns're Mühen.

„Wir riechen, was der Zufall heut,
 „Und was nicht jedesmal erfreut;
 „Wir riechen, was zur Mittagsstunde,
 „Und sonst, dem untergeb'nen Munde
 „Zur Labung dient. Auch riechen wir
 „Die Blume, die der Wiese Zier;
 „Doch mit uns pflegen auch die Augen
 „An ihr sich liebend festzusaugen;
 „Wir wollen nicht so nebenbey
 „Nur eine Art Schmarogerbrey,
 „Wir wollen etwas ganz Apartes,
 „Ein Opferfest, ein sinnig zartes;
 „Dies kommt der hohen Stellung zu,
 „Die Jupiter uns gabest du!“

D'rob lachte Zeus, und sprach mit Nicken:
 „Wohlan! ich will Euch gern erquicken.
 „Die Finger sollen, Bettlerpack! —
 „So ehr' ich Eure Eminenzen —
 „Euch fürderhin den Schnupftabak,
 „Der Mund den Tabaksrauch credenzen.“

„Was ist das?“ fragt der Supplicant.
 Apoll, der in der Nähe stand,
 Erwiederte: „Es sind Symbole,
 „Entsprechend menschlicher Natur;
 „Sie deuten auf die beyden Pole
 „Und auf des Lebens Doppelspur.
 „Euch wird in körperlicher Gabe
 „Das eine Opfer dargebracht;
 „Das and're steigt zu duft'ger Labe
 „Als Wolke in der Nase Schacht.
 „Zur Erde laßt ihr eines fallen,
 „Das and're auf zum Himmel wallen.

A. v. Str...

L i t e r a t u r.

„Die Erde und ihre Bewohner.“ Von R. F. W. Hoffmann. Zweyte Auflage. Stuttgart, 1833, bey C. Hoffmann.

Mit Vergnügen zeigen wir dieses sehr zweckmäßige Lesebuch der Erdbeschreibung an, das nach einem dem Verfasser eigenthümlichen Plane verfaßt ist. Weit entfernt, ein chronikenartiges Register der verschiedenen Staaten und Städte, welche unsere Erde bedecken, zu finden, erhält man hier vielmehr ein in allen seinen Theilen lebendes Gemälde der Sitten, Cultur des Bodens und des Geistes, der Naturerzeugnisse der verschiedenen Gegenden u. dgl., ohne daß dadurch diejenigen Elemente der Wissenschaft, welche man bisher als allein zu ihr gehörig betrachtete, Größe, Bevölkerung, Militärmacht u. dgl., in den Hintergrund gestellt worden sind. Ohne Zweifel ist das Ganze die Frucht einer ausgebreiteten Lectüre, einer lange fortgesetzten Bemühung und eines seltenen Beobachtungstalentes, dessen Gepräge vorzüglich in den allgemeinen, beynähe durchaus trefflichen Bemerkungen hervortritt, mit welchen das ganze Werk gleichsam durchweht ist. Daß hier etwas Vorzügliches geleistet wurde, dafür spricht, auch ohne das Werk selbst zu kennen, der ungemein schnelle Absatz desselben. In wenig Monaten schon war die erste Auflage von 3000 Exemplaren vergriffen und dem immer zunehmenden Andrang von neuen Bestellungen konnte diese zweyte Auflage kaum schnell genug entgegenkommen. Ihm wird ein Atlas folgen, an welchem die ausgezeichneten Künstler Rees und Pobuda eifrig arbeiten, und der etwa die Mitte halten soll zwischen dem Stieler'schen größern Hand- und dessen kleinem Schulatlas.

Das ganze Werk wird in drey, ihrer Ausdehnung nach, sehr ungleiche Abtheilungen getrennt. Die erste Abtheilung von S. 3 bis 26 enthält die Erde als Theil der Welt oder unsern Wohnort als Himmelskörper betrachtet. Die zweyte von S. 27 bis 117 stellt die Erde als eine Welt für sich dar, und enthält das Vorzüglichste vom Lande, dem Wasser, der Luft, den Naturerzeugnissen, den drey Reichen der Natur und von dem wichtigsten Bewohner derselben, von dem Menschen im Allgemeinen. Die dritte Abtheilung, welche alles übrige des Buches von S. 118 bis 413 umfaßt, enthält die Beschreibung der einzelnen

Erdtheile, und zwar in fünf Hauptstücken, Europa in 262, Asien in 12, Afrika in 9, Amerika in 10 und Australien in 2 Seiten.

Man sieht schon aus diesen Seitenzahlen, wie sehr die außereuropäischen Länder in Schatten gestellt sind, nicht mit Unrecht, da das Werk vorzüglich zur Belehrung, eigener oder fremder, geschrieben ist, und diese von dem Ersten und Nothwendigsten anfangen soll. Für unsern Welttheil, Europa, werden nun zuvörderst die Lage, Größe und Grenzen festgesetzt. Die nördlichste und südlichste Grenze Europa's bilden nicht das Vorgebirge Matapan in Morea und das auf einer Insel liegende Nordcap, wie man gewöhnlich annimmt, sondern die Spitze von Tarifa in Spanien und Nordkynn, welches lezte unter $71^{\circ} 6'$ nördl. Breite liegt. Für die genaue Bestimmung des Flächeninhalts und der Bevölkerung hat der Verf. mit lobenswerthem Fleiße alles gethan, was die ihm gegebenen Mittel nur immer erlaubten. Er findet den Flächeninhalt Europa's etwas über 179000 deutsche geographische Quadratmeilen, von welchen der zwanzigste Theil auf die europäischen Inseln kommt. Diesen Bestimmungen folgt die nähere Betrachtung der Gebirge und zwar der Alpen, Pyrenäen, Karpathen, des Kaukasus, der Apenninen und der andern kleinern Gebirge. Eben so werden die Europa umgebenden Meere und die dasselbe durchziehenden Flüsse betrachtet, denen allgemeine Bemerkungen über das Klima, die Temperatur, die Naturerzeugnisse Europa's folgen, die dann mit der Übersicht der Größe und Bevölkerung der einzelnen Staaten und Städte Europa's beschloffen werden. Nach dieser Einleitung folgt die nähere Beschreibung der einzelnen diesen Welttheil bedeckenden Länder.

Dem Werke sind vier Karten beygefügt, von welchen die erste eine noch unvollkommene Mappemonde enthält, die beyde Halbkugeln der Erde in einem und demselben Kreise darstellt, eine den Anfänger verwirrende Zeichnung, die so gut hätte vermieden werden können, wenn die ungeheure Windrose zur Linken der zween Halbkugeln ihre Stelle hätte einräumen wollen. Am untern Rande dieses Blattes sieht man die thermometrischen Linien für Rom, Wien und Petersburg, offenbar zu wenig für ein Werk dieser Art, da noch die Linien mancher andern Städte hätten aufgenommen werden können. Das zweyte Blatt gibt eine Darstellung der sanften Gebirge und der Hochgebirge, mit einem beygefügtten Maßstabe für die Verhältnisse der verschiedenen Gradationen des Schwarzen und Weissen in dieser Gebirgskarte. Das dritte Blatt gibt in der einen Hälfte desselben die Distanzen der Planeten von der Sonne und die Phasen des Mondes, beyde, besonders aber die letzten, noch manches zu wünschen übrig lassend. Die zweyte Hälfte dieses Blattes gibt eine Vorstellung der Luftspiegelungen, eine Scale der mittlern Temperaturen mehrerer Städte und eine andere, welche die Gefrier- und Siedpuncte verschiedener Körper angibt. Das vierte Blatt enthält drey Scalen, eine für die Ausdehnung mehrerer europäischer Staaten, eine zweyte für die Bevölkerung derselben und eine dritte für die Einwohnerzahl der vorzüglichsten Städte Europa's. Diese Darstellungen sind alle an sich selbst recht gut, da sie die Gegenstände versinnlichen, aber sie sind hier durchaus nicht in der Vollständigkeit gegeben, welche bey solchen Gegenständen erforderlich ist, wenn nicht das Ganze den Preis eines Buchs unnöthigerweise vergrößern soll.

In der zween Abtheilung fielen uns besonders die vielen Definitionen oder Erklärungen von Dingen auf, die entweder jeder Leser schon kennt, oder bey denen doch eine so große Menge von Subdivisionen nicht nöthig scheint. So wird der Hang eines Berges, von oben betrachtet, Abhang, von unten gesehen aber Anbergenannt, und dieser wieder, nach dem Böschungswinkel von 2, 6, 12, 24, 36 Graden u. f. in unmerklich, sanft, ziemlich stark, stark, steil, jäh, schroff u. abgetheilt. Dann wird der Unterschied zwischen Berg, Hügel, Hügelfläche, Bergfläche, Hochfläche, Tafelland, Gebügel, Gebirge u. umständlich angegeben. Eben so heißt der Klimax der Flüsse: Quelle oder Spring, Riesel, Fließe, Bächlein, Bach, Fluß, Strom; die Stufenleiter der menschlichen Wohnungen enthält Privatgebäude, Vorwerke, Weiler, einseitige, einwegige, Scheide-, Kreuz-, Ring-, Kirch-, Gebirgs-, Pfarr- und Fiskaldörfer, Flecken, Marktstellen, offene, ummauerte und befestigte Städte, und Festungen, und jedes dieser Dinge wird sorgfältig definiert. Es wäre allerdings wünschenswerth, wenn auch unsere geographische und überhaupt jede unserer Sprachen so bestimmt und präcis seyn könnte, wie es z. B. die mathematische Sprache ist. Aber wenn das nun einmal nicht seyn kann? Wenn es wenigstens nicht in der Macht eines Einzelnen steht, diese so wünschenswerthe Gleichförmigkeit heraufzuführen? Wozu dann alle Bemühungen dieser Art, wenn sie schon im Vorhinein für vergeblich erklärt werden müssen? — Wir würden übrigens diese Bemerkungen, vielleicht ebenfalls als ver-

gebliche, gern unterdrückt haben, wenn wir nicht eben dadurch, und nicht bloß durch fahles Lob, den hohen Werth hätten bezeugen wollen, den wir auf das ganze Werk zu legen keinen Anstand nehmen können. In dieser und bloß in dieser Absicht wird es uns auch vergönnt seyn, einige Anmerkungen über die erste Abtheilung, wo die Erde als Weltkörper im Großen betrachtet wird, hinzuzufügen, die vielleicht bey einer künftigen Auflage einiger Berücksichtigung werth gehalten werden könnten.

Daß man, wie S. 3 gesagt wird, von den Fixsternen schon über zwölf Millionen entdeckt habe, ist viel zu bestimmt ausgedrückt. Daß alle Fixsterne mit immer gleichem Lichte erscheinen, ist unrichtig, wie die veränderlichen, die neuen und die verschwundenen Fixsterne zeigen, auch ist es keineswegs schon ausgemacht, daß alle eine ungeheure Größe haben müssen. Die Anzahl der Fixsterne der verschiedenen Größen, besonders die der 4., 5., 6. Größe u. s. w. ist nicht richtig, auch bey den höhern Classen nur schwer mit dieser Bestimmtheit anzugeben. Der Schweif der Kometen ist nicht immer nach der von der Sonne abgekehrten Seite gerichtet. Von den Sternbildern unterscheidet man nur zwey Classen, nördliche und südliche. Der hier eingeführten dritten Classe hätte wenigstens die Erklärung des Gleichers vorausgehen müssen. Man pflegt die Weite der Planeten nach ihrer Sonnennähe und Sonnenferne und nach ihrem mittlern Abstände anzugeben; dieß ist wenigstens sehr unvollkommen ausgedrückt. Die S. 7 gegebene Entfernung des nächsten Fixsterns setzt eine gewisse Parallaxe desselben voraus, die bey dem gegenwärtigen Zustande der praktischen Astronomie nur willkürlich angenommen werden kann. Man kennt noch gar nicht die Entfernung auch nur eines einzigen Fixsterns von uns, und man kann höchstens die Grenze angeben, in welcher diese Entfernung nicht enthalten seyn kann. Die Zahlenangaben S. 7 u. s. f. bedürfen noch mannigfaltiger Berichtigungen, um auf Genauigkeit Anspruch zu machen. Die einzelnen Meilen und Secunden wird man besser ganz weglassen, da sie durch nichts verbürgt sind, wenigstens nicht bey den Durchmessern und den Rotationszeiten der Planeten und ihrer Monde. Die Bemerkung S. 8, daß der Mond, wegen der Rotation der Erde, täglich um die Erde nur zu gehen scheint, betrifft alle Himmelskörper und sollte daher nicht hier besonders, sondern schon früher allgemein aufgestellt werden. Aus den dort gegebenen Erklärungen der Phasen des Mondes und der Epacten wird Niemand klug, der diese Dinge nicht schon früher kennt, daher sie und mehrere andere Gegenstände dieser ersten Abtheilung entweder recht oder gar nicht angeführt werden sollten. Uranus wurde nicht am 31., sondern am 13. März 1781 entdeckt. Der letzte neue Beweis für die Rundung der Erde hätte immer wegleiben, und dafür der vorstehe genauer erläutert werden können, da ja auch der Schatten einer Ebene oder einer geraden Linie, auf eine beleuchtete Kugel geworfen, von der Seite angesehen rund begrenzt erscheinen kann. Bey den Eintheilungen der Windrose S. 15 hätte ihre Unbequemlichkeit und die Einfachheit der gewöhnlichen Eintheilung in Grade erwähnt werden sollen, da sich die Schiffer ganz unnützerweise noch immer mit jenen zuerst in Holland erfundenen Benennungen tragen. Bey der Angabe größerer Zahlen, wie S. 14 und noch mehr S. 17, sollten die Striche oder Puncte nur bey den Decimalkahlen, und bey ganzen Zahlen gar nicht gebraucht werden, weil dieß Verwirrung veranlaßt. So heißt es, daß von der russischen Werst 104.33 auf einen Grad des Äquators gehen, und daß sie 3.402 rheinl. Fuß enthalte, welche zwey Zahlen durch 104.33 und 3402 geschrieben werden sollten. Dieser Mißbrauch des Comma's oder Punctes hat schon häufig arge Störungen verursacht. Will man die Tausende trennen, so kann es eben so gut durch einen kleinen leeren Zwischenraum geschehen, um die Lesung der Zahl bequemer zu machen, so daß also z. B. die letzte Zahl durch 3 402 ausgedrückt wird. Die Definition des ersten Meridians S. 15, weil die Sonne u. s. w., gibt von jedem Meridian, daher jener nicht deshalb der erste heißen kann. Ob die Vortheile des ersten Meridians durch Ferro wohl in der That so groß seyn mögen, wie der Herr Verfasser S. 16 sagt, würde hier nur umständlich erörtert werden können. Immer aber wird dem bessern Leser der Wunsch übrig bleiben, bey einer neuen Auflage, die dieses in allen andern Beziehungen so schätzbare Werk ohne Zweifel bald erleben wird, diese erste Abtheilung desselben von einem der Sache kundigen Manne umgearbeitet und dem Andern an Gewicht und Inhalt gleichgestellt zu sehen. Noch muß bemerkt werden, daß die äußere Ausstattung des Buches in Beziehung auf Papier und Druck sehr gut ist, eine um so erfreulichere Erscheinung im deutschen Vaterlande, je seltener sie leider mit jedem Jahre zu werden scheint.

H. W.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 12. Februar 1833.

19

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Terzinen

zur

Feyer des 12. Februars 1833.

Repet (itum), iterumque iterumque (juvabit)!
Virg. Aeu.

Mit jedem Morgen kehrt die Sonne wieder,
Ihr eig'nes Ur- und Abbild alle Tage,
Sie wiederholend, so wie Kettenglieder.

Und doch verlautete noch nie die Klage,
Daß sie zu oft dem Erdenrund' erschiene;
Nein — täglich jauchzt das All mit laut'rem Schlage! —

Der Frühling spielt auf unsrer Weltenbühne
Mit jedem jungen May die gleiche Rolle,
In gleicher Maske, mit der gleichen Miene.

Und noch erschallt ihm stets der übervolle,
Gefühlte Beyfallsjubel aller Zonen,
Damit er ja bald wiederkehren wolle! —

Das theure Land, worin wir friedlich wohnen,
Die alten Ströme, die es bunt durchschneiden,
Die alten Berge, die es ernst umthronen;

Wir mögen doch noch immer wohl sie leiden,
Wir freu'n uns, sie, nach langer Fahrt, zu schauen,
Und würden, blutend nur, von ihnen scheiden!

So wie mit Sonne, Lenz und Heimatauen,
Ist's auch mit einem Tage für uns Alle,
Mit einem Tag', auf den wir hoffend bauen.

Denn eine Bürgschaft war er uns im Schwallen
Der unruhvoll bewegten Zeitenwogen,
Die ringsum gohren mit empörtem Schalle.

Wie oft er auch schon kam heraufgezogen,
Wir sah'n ihm stets mit heiß'rem Wunsch entgegen,
Weil er ein Stern blieb, der uns nie betrogen!

So oft er kam, so kam er nur zum Segen,
Und heut' auch kam er uns zum Segen wieder,
Und grüßt uns freundlich auf den alten Wegen.

Du schöner Tag, o steig' noch oft hernieder,
Und senk' auf Östreichs segenswerthe Gaue
Dein mildes, sonnenhelles Glanzgefieder!

Doch deines Kelches beste Perlen thau
Auf's Haupt des Vaters, den du uns gegeben,
Daß Er auch Sein Glück, nicht bloß fremdes schaue!

Filg' jeden trüben Punct aus Seinem Leben,
Das werth ist, hell, wie Maynachtblau, zu strahlen,
Laß', ohne Kampf, des Glückes Schatz Ihn heben!

Wohl kamst du diesmal Ihm nach bitter'n Qualen:
Bald hätt', als Vater, Er mit bangen Schmerzen
Dein Wiederseh'n dem Schicksal müssen zahlen.

Doch nein! es wagt sich nicht zu Seinem Herzen,
Ohnmächtig droh'n nur kann's, und Seinen Äther
Für Augenblicke trüben, doch nicht schwärzen.

Für Ihn, den Vater, spricht das Fleh'n der Väter,
Der Völker Fleh'n für Ihn, den Völkerhirten:
Und solche Stimmen gelten als Vertreter! —

Ob rings des Schicksals Unheilstürme schwirren:
Ruhmlorbeern blüh'n Dir, Liebesmyrthen sprossen;
Das Unheil flieht vor Lorbeern und vor Myrthen!*)

So leb' denn, von der Deinen Kreis umschlossen,
Zu Östreichs Heil, noch lang' so frohe Stunden,
Wie sie wohl je dem Glücklichsten verlossen!

*) Der Grieche nennt Lorbeer und Myrthe ἀλεξίκακος, unheilabwehrend.

Bleib' lange noch von unsrem Arm umwunden,
 Und höre spät noch, wie es rings, nicht leiser,
 Nein, lauter stets gesungen und empfunden,
 Dir zutönt: „Gott erhalte Franz, den Kaiser!“

Prof. Johann Gabriel Seidl.

Lebensscenen aus Paris.

Von N. Fürst.

I. Die Zwillingsschwestern.

(S c h l u ß.)

Der Sommeraufenthalt in Versailles hatte von nun an für mich etwas unbeschreiblich Reizendes. Das Morgenlied der Kinder erheiterte mein ganzes Gemüth. Wenn es Abend wurde, freute ich mich auf die Morgenstunde, und nach der Morgenstunde auf die Mittagsstunde, wo ich, bey gutem Wetter, die Kinderchen in dem Garten sehen konnte. Obgleich die Mutter sich immer sehr zurückhaltend gegen mich betrug, so bemerkte ich doch bald, daß ich die Herzchen der lieben Kleinen gewonnen hatte, und wenn sie bey dem Vorübergehen mit einer artigen Verneigung, und mit dem Himmelsblick reiner Unschuld mir die Rosenhändchen reichten, dann fühlte ich mich beglückt, wie kein Sterblicher auf Erden. Die glückliche Stimmung, in der ich mich befand, übte auch einen wohlthätigen Einfluß auf alle Arbeiten aus, die ich in dieser Zeit unternahm. Aber auch an gesellschaftlichen Zerstreungen fehlte es mir nicht, denn als Bewohner des Schlosses wurde ich zu allen öffentlichen Feyerlichkeiten, Vereinen, gelehrten Sitzungen &c. eingeladen, und ich machte bey diesen Gelegenheiten viele angenehme Bekanntschaften. Auch besah ich der Reihe nach alle Merkwürdigkeiten von Versailles und Trianon, in Begleitung von Personen, die von allem sehr gut unterrichtet waren. Besonders interessant war mir die Wanderung durch die Gemächer von Trianon, dem ehemaligen Lieblingsaufenthalt Napoleon's, und ich konnte sagen, daß fast jedes Zimmer eine historische Merkwürdigkeit darbot. Man wanderte im eigentlichen Sinne durch die Weltgeschichte, denn von hier aus sind die Riesenplane ausgegangen, die den großen Mann beschäftigten, bis das Riesengebäude über ihm zusammenstürzte, das auf blutgetränktem Boden gegründet war.

In den Gemächern von Versailles fanden wir nur ältere historische Rück-erinnerungen, die einzigen Merkwürdigkeiten des Schlosses, denn alle andern Zierrathen sind aus demselben verschwunden, selbst die alten kostbaren Möbel, die in der Revolution entweder zerstört oder nach andern Schlössern gebracht worden sind. Als einer der Aufseher mit einer Art geheimnißvoller Miene eine Thür aufschloß, und der Gesellschaft mit leiser, ehrerbietiger Stimme sagte: „Hier ist das Schlafgemach Ludwig XIV.“,“ sungen einige Damen laut zu lachen an, denn man erblickte nichts, als vier nackte Wände. Vergebens sah man sich um ein Bett um, und eine Dame versicherte mit schalkhaftem Übermuth, der große König habe auf der Erde geschlafen.

Der Sommer verschwand. Wir waren schon weit im Herbst vorgerückt. Aber ich dachte noch nicht daran Versailles zu verlassen. Auch wußte ich, daß meine Freunde und Gönner von ihren Landsitzen noch nicht nach Paris zurückgekehrt waren. Einst, als ich an einem trüben Herbstmorgen das Frühstück eingenommen hatte, hörte ich nicht, wie gewöhnlich, bey der siebenten Morgenstunde, den Gesang den Kinder. Sie müssen sich verschlafen haben, dachte ich bey mir selbst, und die liebevolle Mutter will sie nicht aus ihrem süßen Schlummer wecken. Morgen werde ich die lieblichen Kinderstimmen wieder hören. Die Stille um mich herum kam mir etwas seltsam vor. Ich hatte mich an den lieblichen Gesang so sehr gewöhnt, und seit meinem Aufenthalte im Schlosse war es das erste Mal, daß ich diese Freude entbehren mußte. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch, aber ich war zerstreut; ich konnte mit Aufmerksamkeit weder schreiben noch lesen. Ich stand auf, durchschritt in Gedanken die weiten Hallen des Schlosses; ich konnte meine mißmuthige Stimmung mir selbst nicht erklären; ich war mir selbst ein Räthsel. — Da ich durchaus nicht zu Beschäftigungen aufgelegt war, kleidete ich mich an, in der Absicht, Besuche zu machen; denn zum Spazierengehen war die Witterung zu schlecht. Mein erster Besuch war bey dem Pfarrer des Orts, wo ich viele Leute aus Paris fand, die allerley närrische Geschichten aus der Hauptstadt erzählten, die uns natürlich Stoff genug zum Lachen gaben. Die Conversation war sehr belebt. Da das Wetter sich inzwischen etwas aufgeklärt hatte, verließ ich die Gesellschaft, um noch andere Besuche zu machen, und dann im Freyen zu lustwandeln.

Ich hatte den Tag über viel Angenehmes und auch Unangenehmes aus Paris erfahren. Von den Besuchen und den Spaziergängen heimgekehrt, begab ich mich auf meine Zimmer, um mich meinen eigenen Betrachtungen zu überlassen.

Als ich am folgenden Morgen aufstand, brachte mir die Frau, wie gewöhnlich, das Frühstück, aber ich bemerkte in ihrer Miene etwas Kummervolles, auch war sie nicht so gesprächig wie sonst. Es schlug sieben Uhr; ich horchte voll hanger Erwartung; aber das Morgenlied ertönte nicht. Eine entsetzliche Angst ergriff meine Seele. Sind die Kinder fortgezogen? unmöglich! meine Alte hätte es mir gewiß gesagt. Allmächtiger Himmel! was ist aus den Kindern geworden? Warum singen sie nicht mehr jenes Morgenlied, das aus ihrem Munde zum Gebeth der Engel wurde? Die Ungewißheit tödtet mich! Ich muß Aufklärung haben. Ich ging hinab zum Castellan, und theilte der alten Frau meine Besorgnisse mit. „Sie haben wahrscheinlich den Morgengesang der Kinder nicht gehört?“ „Nein, Madame!“ „Nun, ich weiß, daß Sie die Kinderchen sehr lieben, und deswegen habe ich es Ihnen verschwiegen, daß das älteste Kind, Julie, plötzlich krank geworden ist.“ — „Und das Schwesterchen?“ „Die kleine Antonie will nicht allein singen; sie sitzt an dem Bett des Schwesterchens und hält es bey der Hand; beyde Kinder schauen sich an, ohne etwas zu sprechen, und die Ärzte fürchten, daß, bey so großer Seelensympathie, auch Antonie vielleicht erkranken wird. Was dem ältesten Kinde fehlt, weiß keiner zu sagen; es klagt über keinen Schmerz, und die Ärzte wissen nicht, was sie von diesem Zustande denken sollen.“ Diese Worte der Alten waren hinlänglich, meine ganze Seele mit Schmerz und Kummer zu erfüllen. Alle meine ländlichen Freuden waren dahin, zerstört wie durch einen bösen Zauber Schlag. Jeder Tag vergrößerte unser Aller Schmerz, denn auch das zweyte

Kind war erkrankt. Ohne einen Laut der Klage von sich zu geben, lagen beyde Kinder hingestreckt auf dem Krankenlager, neben welchem die frostlose Mutter händerringend Gott um Beystand für ihre Lieblinge anflehte.

Acht Tage brachten wir in der bangsten Erwartung zu.

Am neunten Tage nach der Krankheit der Kinder — nie werde ich diesen Tag des Jammers vergessen — kam die Alte zu mir, die weiße Schürze vor den verweinten Augen haltend, und meldete mir unter heftigem Schluchzen die Trauerbothschaft, daß beyde Kinder in der Nacht gestorben seyen. Sie gaben ihren Geist auf in der nemlichen Spanne Zeit, in der sie geboren waren. Julie starb zuerst, und eine Viertelstunde nachher Antonie, im Leben und im Tode unzertrennlich, wie es nicht anders seyn konnte.

Alle Einwohner von Versailles waren in Trauer und Schmerz versunken. Man hatte die Eltern gebethen, die Kinder auf ein Paradebett auszusetzen, damit man sie zum letzten Mal sehen könnte. Dieser Wunsch wurde erfüllt. In einem großen Saale, geschmackvoll mit weißen Draperien verziert, war eine Estrade errichtet, auf welcher das Ruhebett stand, worauf die beyden Kinder, von Blumen umgeben, lagen, die Händchen auf der Brust zusammengefaltet, wie zum Gebeth, lieblich anzuschauen im Tode, wie im Leben. Männer, Frauen, Jünglinge, Greise, wer in den Saal trat, zollte Thränen den verblichenen Engeln, Thränen der Wehmuth und des Schmerzes über den Verlust zweyer Geschöpfe, die im Leben alle Herzen entzückt und beseligt hatten. Mehrere Musikfreunde aus Versailles hatten sich in einem Nebenzimmer versammelt, wo sie Morgens, Mittags und Abends mit passender Trauermusik die Ruhe der schlafenden Engel feyerten. Auch diese Trauertöne preßten Thränen hervor aus Aller Augen. Eine Nonne, von den barmherzigen Schwestern, saß am Fuße der Estrade, und bewachte die kleinen Leichen unter Gebeth und Thränen. In einem Augenblick, wo am Eingang des Trauersaals ein kleines Geräusch unter der Menge entstand, die sich in den Saal hineindrängte, rief sie den Leuten die einfachen aber sinnigen Worte zu: Paix! paix! regardez les enfans, mais ne troublez pas leur sommeil! und alles wurde ruhig und still. Die Trauerfeyer war schön und erhaben, wie es sich geziemte bey dem Ruhebetto zweyer Engel, die auf ihrem Durchflug nur die Erde berührt hatten, um zu ihrem himmlischen Schöpfer frühzeitig wieder zurückzukehren.

Die Bestattung der Leichen geschah im Stillen und ohne Gepränge, wie es die Eltern gewünscht und angeordnet hatten.

Meine Sommerfreuden lagen unter der Erde begraben. Das Schloß war von nun an für mich eine öde Trauerhalle, in welche die Herbststürme Trauerlieder hineinheulten. An einem trüben, kalten, unfreundlichen Herbstmorgen setzte ich mich in den Reisewagen und fuhr nach Paris zurück.

D a s L ä u b c h e n.

Vom Improvisator Langenschwarz.

Es fliegt ein Läubchen über die Flur
Und nimmt zum Neste den Lauf,
Da wittert ein Geyer der Beute Spur,
Und fängt das Läubchen auf.

„Ach!“ weinet das Täubchen — „laß mich heim!
 Sie harren der Mutter dort!
 Die Jungen liegen erst noch im Keim, — —
 Laß mich zum Neste fort!“

„Die Menschen haben mich dort so lieb,
 Die lassen das Täubchen geh'n,
 Wärst du ein Geyer mit Menschen trieb,
 Du würdest mein Blut nicht seh'n.“

Da zieht der Geyer die Klauen ein,
 Und sieht der Taub' in's Gesicht,
 Und blickt hinauf in den Sonnenschein,
 Und seufzet auf — und spricht:

„Was faselst du mir von Menschen trieb?
 Was soll der Herzenserguß?
 Die Menschen morden aus Lust und Lieb',
 Ich nehme dich — weil ich muß!“

„Wenn einst dein Auge durch Menschen bricht,
 So denke des Geyers dabei —
 Wär' ich ein Mensch, ich ließe dich nicht!“ —
 Hier ließ er das Täubchen frey. —

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Dienstag, den 5. Februar, zum ersten Male: „Der Amtmann in der Klemme, oder: die beyden Peter.“ Komische Operette in einem Acte, nach dem Französischen. Musik von Neuling, Capellmeister an diesem K. K. Hoftheater. Hierauf: „Die Fee und der Ritter.“ Ballet von A. Vestris. Mad. Mees St. Romain als Fee Biviane.

Zu diesem Stückchen, das auf eine nicht recht begreifliche Weise zu dem Titel: Komische Operette, gelangt ist, hat abermals der weltberühmte Ausflug des Czar Peter nach Holland den Stoff liefern müssen. Eine Scene aus seinem Aufenthalt als Schiffszimmermann in Saardam, sein Zusammentreffen mit einem Landsmann, einem russischen Ausreißer, der ebenfalls als Geselle dort in Arbeit steht, und die Verwechslung beyder durch den einfältigen Amtmann des Ortes, wie auch durch die Geschäftsträger von Frankreich und England, bis der Czar endlich selbst sich zu erkennen gibt, bilden den Inhalt der Handlung. Das Ganze wäre als Vorspiel so übel nicht und würde seinen Platz gewiß besser ausfüllen, als manches andere, was man unter diesem Titel noch immer zu genießen bekommt, wenn nur nicht die komisch seyn sollende Parthie des Amtmanns, ob nun von dem französischen Verfasser oder von dem deutschen Übersetzer, so ganz und gar verfehlt worden wäre. Die musicalische Ausstattung besteht außer einer, oft recht artig klingenden, Ouverture, in einem kurzen Duett der beyden Peter im Eingange, einem zweystrophigen Liedchen der Amtmannsdienerin zur Cither und ein paar Tacten, die als Schlusschor gelten müssen. Was die Aufführung betrifft, so läßt sich, außer von Hrn. Cramolini, der, obwohl zur Rolle des Czars weniger als sonst durch seine Persönlichkeit unterstützt, sich doch immer mit Geschicklichkeit und Anstand zu bewegen weiß, von den übrigen Beschäftigten nicht viel mehr sagen, als daß sie als Darsteller ihr Möglichstes thaten. Das ist nun freylich nicht viel, allein die Zuschauer des Operntheaters sind an kleine Portionen gewöhnt, und somit

auch in ihrer Erwartung bis zur vollkommenen Anspruchlosigkeit herabgestimmt worden. Hr. Bö r n e r hatte sich ohne Zweifel vorgenommen, in der Rolle des Amtmanns komisch seyn zu wollen; allein der Versuch lief eben so unglücklich ab, als die drey oder vier andern, welche er früher über den Grenzcordon seines Maurergesellen hinaus gewagt hatte. Das Liedchen, welches Ull. B u r g h a r d als Nichte des Amtmanns zur Cithar sang, gefiel.

Den Schluß der heutigen Darstellung machte das noch immer, wäre es auch nur durch Erinnerungen, beliebte Ballet: „Die Fee und der Ritter.“ Den Freunden der schulgerechten und zugleich decenten Tanzkunst war Mad. R o b e r t M e e s! S t. R o s m a i n, die abermals in unsere Mitte zurückgekehrt ist und heute zum zweyten Male in der Parthie der Fee Viviane auftrat, eine angenehme, erfreuliche Erscheinung. Sie wird, wenn auch als mimische Darstellerinn weniger bedeutend, bey dem verwaisten Zustande unsers Ballets eine sehr willkommene Stütze des Repertoires werden, da ihre Anmuth und Kunstfertigkeit ihr einen sehr zahlreichen Kreis von Bewunderern erworben haben. Mit Hr. M a t t i s vereint, dessen Kraft und Grazie von wenigen Tänzern übertroffen werden mögen, verspricht sie den Besuchern des Ballets eine Reihe von langentbehrten Genüssen.

Über Bellini's Musik in Paris.

Folgende Stelle aus einem Aufsatz des bekannten Kunstkritikers Fetis in dem „Feuilleton des Temps“ vom 18. November 1832, bey Gelegenheit der Aufführung der „Straniera“ in der italienischen Oper zu Paris, scheint uns ihres Inhalts wegen einer Übersetzung und Mittheilung werth. „Die wärmern, leichter entzündlichen Nationen des Südens beurtheilen die Kunst nicht; sie genießen sie; wir genießen sie auch, aber erst, nachdem wir uns eine Meinung darüber gebildet haben. Bey uns muß nothwendig diese Meinung dem Vergnügen vorhergehen; wir wollen versichert seyn, daß wir uns nicht bloßstellen, indem wir uns unterhalten. Daher kommt die Unentschiedenheit, die beynähe jedesmal erste Vorstellungen begleitet, selbst dann, wenn es sich um Werke ersten Ranges handelt. „Tancred,“ „Otello,“ „la Gazza ladra,“ „Semiramide“ haben bey ihrer ersten Aufführung auf dem italienischen Operntheater in Paris ein eiskaltes Publicum gefunden, und erst nach mehreren Wiederholungen hat sich eine günstige Meinung über diese Werke gebildet. Seitdem hat jeder Sänger von Bedeutung, der in eben diesen Opern auftrat, ihren Erfolg erneuert und vermehrt. Die Musik B e l l i n i's, obwohl bey weitem weniger bedeutend, als die des R o s s i n i, in Betreff der Erfindung, hat dennoch einen gewissen Werth rücksichtlich der Neuheit der Formen. Die dramatischen Zwecke und Momente sind darin wenig entwickelt, allein sie sind häufig, und die Melodien angenehm; dabey hat diese Musik den großen Vortheil, daß sie den Händen bedeutender Gesangskünstler anvertraut ist, welche ihr den Reiz eines durchaus vollkommenen Vortrags hinzufügen. Und dennoch, trotz aller dieser Umstände, die ihr wenigstens den Erfolg der Neuheit hätten sichern sollen, ist es gerade dieser Erfolg, der ihr gefehlt hat. Das Publicum, unsicher und schwankend in seinen ersten Eindrücken, hatte kein Vertrauen auf eben diese Eindrücke; um überzeugt zu werden, mußten erst Kunstkenner sich aussprechen und Kunstfreunde unter sich Rath halten; R u b i n i und T a m b u r i n i, Beyde Sänger des ersten Ranges, mußten mehrere Abende nach einander den Eindruck wiederholen, welchen sie am ersten gemacht hatten. Jede folgende Vorstellung war ein Zuwachs von Genuß für das Publicum, aber erst am vergangenen Dienstag war es so weit gekommen, daß die Kunstfreunde sich ganz und ohne Rückhalt ihren Empfindungen überließen und sich an dem Werke erfreuten, ohne Furcht, ihren Ruf in den Augen der Kenner einzubüßen. Die Versammlung war eine der glänzendsten und zahlreichsten; es war einer jener Abende aus der schönen Zeit der italienischen Oper, wo das Theater durch die Menge, wie durch die Auswahl seiner Besucher gleich verherrlicht wurde. Übersieht man nicht vergessen, daß es für die eigentliche Modewelt von großer Wichtigkeit ist, wer das Theater besucht, damit sie mit ihrem Urtheile über die Werke, die man daselbst aufführt, ins Reine komme. Wenn nur erst die Gesellschaftskreise die Musik B e l l i n i's in Schutz genommen haben, so wird Jedermann sie hören wollen, und Jedermann wird sie sehr gut finden.“

Concert der Dlle. Fanny Sallamon.

Mit Bedauern haben wir die Bemerkung gemacht, daß der Name dieser ausgezeichneten Virtuossinn nicht im Stande gewesen war, den doch keineswegs geräumigen Concertsaal des Musikvereins mit Zuhörern zu füllen. Die heutige Leistung der Concertgeberinn lieferte einen abermaligen Beweis von den, wenigstens in ihrer Vereinigung seltenen Vorzügen, welche ihr Spiel bezeichnen, und die ihr unter den jetztlebenden Künstlerinnen unsers Vaterlandes einen so bedeutenden Platz anweisen. Dlle. Sallamon spielte, nachdem die Akademie durch Beethoven's geistvolle Ouverture zum „Prometheus“ eröffnet worden, das bekannte Concert desselben Meisters, in C-moll, mit einer neuen, von S. Thalberg dazu componirten Cadenz. Das unvergleichliche Tonwerk verlangt ein eigenthümliches Auffassen und Eindringen in die Ideen des Componisten, wenn sein ganzer Zauber uns klar und zugänglich werden soll; aber gerade das ist es, was wir dem Spiele der Dlle. Sallamon nachzurühmen haben. Dazu kommt eine ungemeine Fertigkeit und Nettigkeit in der Ausführung, jener Schliff der neuern Kunst, der allein zwar nicht genügt, jedoch in Verbindung mit den tiefern Vorzügen der Empfindung und des Ausdrucks, diesen erst den eigentlichen Stempel der Vollendung ausdrückt. Der vortreffliche Vortrag dieses Concerts ward von der Versammlung durch einstimmigen und wiederholten Beyfallsruf belohnt. — Hierauf folgte das Lied von W. Müller: „Wohin?“ nach der Composition von Fr. Schubert, vorgetragen von Hrn. B. Randhartinger, Mitglied der k. k. Hofcapelle. Der genannte Sänger gehört mit unter die wenigen, die für Schubert'sche Lieder den rechten Ton zu treffen wissen. Ist dieser auch für den Concertsaal weniger berechnet, so wird er doch, so festgehalten, auch dort nicht ohne Wirkung bleiben. — Die zunächst folgenden Variationen für das Violoncello von Joseph Merk, gespielt von Hrn. Hartinger, Orchestermitglied des k. k. Hofopertheaters, erfreuten, ja überraschten allgemein durch den gelungenen Vortrag des jungen Künstlers, der zwar jetzt noch wenig bekannt ist, der aber die großen Vorbilder, die ihm in Wien zu Gebote stehen, mit ungemeinem Erfolge benützt hat und auf dem besten Wege ist, sich ihnen würdig anzuschließen. Die Ausführung dieser schwierigen Composition läßt über die dereinstige Bedeutendheit des Künstlers keinen Zweifel übrig. — Die Concertgeberinn beschloß die Leistungen des heutigen Morgens durch große brillante Variationen über einen englischen Marsch für Pianoforte mit Orchesterbegleitung von C. Czerny. Die Composition ist vollkommen im Geiste der neuesten Concertmusik, brillant, blendend und durch ein eigen sinniges Anhäufen von Schwierigkeiten aller Art lediglich darauf berechnet, die Fingerfertigkeit des Vortragenden in das gehörige Licht zu setzen. Die vollkommen ausgebildete Technik der Concertgeberinn genügte auch diesen Forderungen in ihrem ganzen Umfange und wir stimmen in den Beyfall des Publicums um so williger ein, da sie uns durch den Vortrag des Beethoven'schen Concerts einen vollgültigen Beweis für die bessere und edlere Hälfte ihres musicalischen Werthes gegeben hat. —

(Mit Nr. 7 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Wittve.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 14. Februar 1833.

20

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Lebensscenen aus Paris.

Von N. Fürst.

II. Albertine.

„Mutter, diese schlaflosen Nächte tödten mich!“

„Beruhige dich, mein Kind! vergesse, was nicht zu ändern ist.“

Das starke Gerassel eines Wagens auf der Straße verhinderte mich, mehr zu vernehmen, als diese Worte meiner Nachbarn in einem Hause in der Rue St. Honoré, wo ich mich seit einigen Monaten eingemietht hatte, um mehr im Mittelpunct von Paris zu seyn.

Nur so viel wußte ich, daß neben mir eine bejahrte Witwe mit ihrer jungen Tochter wohnte, die sehr eingezogen lebte. Ein einziges Mal, als ich eines Nachmittags nach Hause kam, hatte ich ein junges, schlankes, blasses Frauenzimmer gesehen, das, wie sie mich erblickte, mit Blickesschnelle in die Nebenthüre hineinschlüpfte, und diese so sorgfältig verschloß, als ob sie einen Einbruch befürchtete.

Ich hatte mich bisher um meine Nachbarn nicht bekümmert. Ihr zurückgezogenes Leben gab mir auch keine Gelegenheit, Bekanntschaft mit ihnen zu machen, was sonst in Paris, unter Hausgenossen, nicht schwer ist.

Aber die Worte: „Mutter! diese schlaflosen Nächte tödten mich!“ erregten meine ganze Neugierde. Ich war begierig zu erfahren, was einem jungen Mädchen so viele schlaflose Nächte verursachen konnte.

In solchen Fällen thut man am besten, sich an den Portier zu wenden, oder noch besser, an die Portiére, um Auskunft zu erhalten. Aber diese Leute sind den Tag über so sehr in dem Hause beschäftigt, daß es schwer hält, sich in ein Gespräch mit ihnen einzulassen. Ich mußte also einen günstigen Augenblick abwarten, um meinen Zweck zu erreichen.

Diese Gelegenheit fand sich bald. Ich kam eines Abends spät von der großen Oper nach Hause. Ich trat in die Loge des Portiers, um mein Licht und meinen Zimmerschlüssel zu holen. Der Portier, Hr. Laurent, lag schon in

tiefem Schlummer und Schnarchte. Seine Frau, eine muntere, gesprächige Lyonerin, las in einem Zeitungsblatte und erwartete, außer mir, nur noch einen Zimmerherrn, um sich alsdann auch zur Ruhe zu begeben.

„Jetzt, da wir allein sind, Mad. Laurent, ersuche ich Sie, mir zu sagen, wer die Leute sind, die neben mir wohnen?“

„Eine Witwe, Mad. Clairmont, und ihre Tochter! Ruhige Leute, nicht wahr? Der Mann war Holzhändler, und hinterließ der Frau eine kleine Rente von 800 Fres. jährlich. Mit dieser Summe kommt man nicht weit in Paris, und Sie können wohl begreifen, daß sie sehr sparsam leben muß. Haben Sie Madlle. Albertine schon gesehen?“

„Nur ein einziges Mal, im Vorüberflug, und seitdem nicht wieder.“

„Ja, das will ich glauben! — Das junge Mädchen ist menschenscheu geworden.“

„Was? menschenscheu? ein junges Mädchen, eine junge Pariserin menschenscheu? Das ist ja ganz sonderbar.“

„Freylieh! aber Madlle. Albertine hat auch Ursache dazu, sie ist sehr unglücklich.“

„Da bedauere ich sie; — wodurch ist sie aber so grenzenlos unglücklich geworden?“

„Das will ich Ihnen mit wenigen Worten erzählen: Madlle. Albertine war mit einem jungen Menschen, Namens Courcy, dem Sohne eines Portiers in der Rue de Vaugirard, versprochen. Die jungen Leute liebten sich, und die Hochzeit war schon auf eine bestimmte Zeit festgesetzt. Inzwischen erhielt der alte Courcy den Posten eines Concierge bey einem königlichen Gebäude, erbte zu gleicher Zeit von einem Bruder 4000 Fres. und war nicht wenig stolz auf diesen Glückswechsel. Er glaubte nun, sein Sohn könne eine bessere und vortheilhaftere Parthie machen, und überredete ihn, mit Madlle. Albertine zu brechen. Der junge Mann machte anfangs Schwierigkeiten, gab doch endlich den Bitten seines Vaters nach, und verheirathete sich mit der Tochter eines Tuchfabricanten, mit der er eine Mitgift von 6000 Fres. erhielt. Der junge Courcy, der die Kochkunst in der berühmten Küche des Hrn. Cambacères erlernt hatte, etablierte sich nun als Speisewirth in der Vorstadt St. Jacques, der Rechtsschule gegenüber. Einige Tage vor der Hochzeit schrieb er einen Brief an Madlle. Albertine, worin er sie zur Hochzeit einlud, weil er wisse, daß sie gerne tanze, und versicherte sie, er werde nach den ersten Flitterwochen, wie gewöhnlich, zu ihr kommen, um ein Liebesverhältniß fortzusetzen, das seinem Herzen so unaussprechlich theuer sey. Diese Treulosigkeit, und noch dazu diese Kränkung wirkte so sehr auf das Gemüth der Madlle. Albertine, daß sie in eine schwere Krankheit verfiel, von welcher sie nach einigen Monaten zwar wieder genas, aber von dieser Zeit an veränderte sich ihr ganzes Wesen. Das sonst so muntere und gesprächige Mädchen wurde verschlossen und mürrisch, und eine unüberwindliche Menschenscheu stellte sich bey ihr ein. Die Nächte bringt sie gewöhnlich schlaflos zu, und sie ist so abgehärmt, daß das früher so blühende und reizende Kind nur wie ein Schatten umherwandelt. Dieser Zustand dauert nun schon seit zwey Monaten, und die Mutter hat alle Hoffnung aufgegeben, je wieder ihre einzige, geliebte Tochter vollkommen hergestellt zu sehen. Mad. Clairmont ist eine gute, rechtschaffene Frau, die wegen dieses Unglücks sehr zu beklagen ist. Ja, glauben Sie mir,

mein Herr, unsere jungen Leute sind sehr leichtsinnig, ja wahrhaftig! sehr leichtsinnig.“ —

„Was? leichtsinnig? nein, gute Frau Laurent, das ist kein Leichtsinn, sondern Schlechtigkeit, Gewissenlosigkeit. Ein junger Mensch, der ein junges Mädchen so betriegen, so kränken kann, wäre auch im Stande, wenn es die Umstände erforderten, eine Mordthat zu begehen. — Doch es ist spät, man klingelt an der Hausthür; der letzte Zimmerherr kommt nach Hause. Auch ich will mich auf mein Zimmer begeben. Gute Nacht, Mad. Laurent! und ich danke Ihnen für Ihre gütige Mittheilung.“ „Aber,“ rief mir die Frau leise nach, als ich mit der brennenden Kerze schon auf der Stiege war, „lassen Sie sich nichts merken von dem, was ich Ihnen gesagt habe.“

„Seyn Sie unbesorgt, Frau Laurent, ich werde Ihr Vertrauen nicht missbrauchen. Gute Nacht! bringen Sie mir morgen hübsch früh mein Frühstück.“

Die erste Vorstellung des neuen Ballets: „Mars und Venus,“ der ich in der großen Oper beygewohnt hatte, und die an Glanz alles übertraf, was wir bisher in Paris in dieser Art gesehen hatten, und nun obendrein noch die Erzählung der Pförtnerinn, alles dieses hatte meine Lebensgeister so sehr aufgereggt, daß ich ans Schlafengehen gar nicht denken konnte. Das Bild meiner armen, unglücklichen, schlaflosen Nachbarinn schwebte mir immer vor; ihr jugendliches Leben war hingemordet durch den schändlichsten Verrath, und mußte sie nicht die Menschheit verdammen, in deren Schooße es so treulose, gottlose Geschöpfe gibt? — Ich konnte bey diesen und ähnlichen Gedanken selbst nicht einschlafen, und der Morgen graute kaum, als ich schon wieder aus dem Bette war.

Ich beschloß nun eine Gelegenheit zu suchen, meine Nachbarn kennen zu lernen und Albertine zu sehen, deren Schicksal mich so lebhaft interessirte.

Ich wußte, daß Mad. Clairmont jeden Morgen um 9 Uhr ausging, um für sich die Bedürfnisse des Tages einzukaufen, denn sie konnte bey ihrem geringen Vermögen keinen Dienstbothen halten, und mußte daher alles selbst besorgen. Auf der Straße redete ich sie an. Sie erkannte mich als ihren Nachbar, ich begleite sie eine Strecke Weges, und wir sprachen von gleichgültigen Dingen. Eines Abends traf ich sie auf der Hausflur. Sie bat mich, ihr ein interessantes Buch zu leihen, um darin ihrer Tochter vorlesen zu können. Ich lud sie ein in mein Zimmer zu treten, um unter meinem Büchervorrath eines nach ihrem Geschmacke zu wählen. Die Wahl fiel auf Chateaubrian's „Triomphe de la religion chrétienne.“ Ich erkundigte mich natürlich um das Befinden ihrer Tochter. Sie erzählte mir nun die ganze Leidensgeschichte ihres Kindes, die in der Hauptsache ganz mit der Erzählung der Pförtnerinn übereinstimmte. Sie zeigte mir auch den Einladungsbrief zur Hochzeit, der Albertinen so sehr gekränkt, und ihr vollends das Herz gebrochen hatte. Ich theilte darüber den ganzen Unwillen der alten Witwe; doch suchte ich ihr einige Hoffnung einzustößen, daß vielleicht die Zeit den Kummer der unglücklichen Albertine, wenn nicht heilen, so doch mildern werde. Die Mutter versicherte mich aber, die traurige Gemüthsstimmung der Tochter nehme mit jedem Tage immer mehr zu, und die schlaflosen Nächte raubten ihr fast alle Bestimmung. Ich äußerte den Wunsch, Albertinen zu sehen und mit ihr zu sprechen; aber die Mutter sagte mir, daß Albertine auf dem festen Entschluß beharre, außer ihrer Mutter, keine lebendige Seele sehen oder

sprechen zu wollen. Meine spätern Bemühungen in dieser Hinsicht waren auch fruchtlos, und ich mußte mein Vorhaben aufgeben.

Eines Nachmittags, als ich sehr ermüdet von einem weiten Spaziergange zurückkam, trat ich in das Zimmer des Portiers, das ich leer fand, und setzte mich nieder, um ein wenig auszuruhen. Die Pförtnerin kam, als sie mich erblickte, zu mir herein, und fragte mich in einem geheimnißvollen Tone, ob ich die Witwe Clairmont heute nicht gesehen hätte.

„Nein,“ war meine Antwort.

„Ach!“ fuhr die Frau fort, „ich befürchte, es muß ein Unglück geschehen seyn. Albertine ging gestern Abend ganz allein aus, und sie ist diese Nacht nicht zurückgekommen. Heute morgen erhielt die Mutter einen Brief, nach dessen Empfang sie sogleich in großer Bestürzung und mit verweinten Augen ausging. Vor einer Stunde ist sie in dem nemlichen betrübten Zustand wieder zurückgekommen. Ich fragte, ob ihr etwas fehle, und ob Madlle. Albertine verreist sey? Sie antwortete mir nur mit den Worten: „„Bedauern Sie eine alte, unglückliche, von Kummer und Schmerz tief gebeugte Mutter,““ und mit einem heftigen Thränenstrome verließ sie mich, und ging auf ihr Zimmer hinauf.“

Über Albertinens Verschwinden haben wir im Hause nie etwas erfahren. Die Witwe, Mad. Clairmont, wich jeder Unterredung mit den Hausleuten aus, und brachte den ganzen Tag allein in ihrem Zimmer zu, wo man sie nur bethen und weinen sah. Jeden Morgen ging sie in Trauerkleidern aus und in die Messe, und dann blieb sie den ganzen Tag allein in ihrem Zimmer. Später miethete sie sich bey einer Gesellschaft religiöser Damen ein, in deren Mitte sie ihr Leben beschließen will.

Ein Jahr war seit dieser unglücklichen Epoche verfloßen, als eines Tages ein Freund aus Deutschland mich besuchte; der eine Zeit in Paris bleiben wollte, und mich bat, einen Spaziergang mit ihm nach dem Luxemburger Garten zu machen, den er noch nicht gesehen hatte. Ich konnte mich der Bitte meines Freundes nicht widersetzen. Wir besuchten zusammen die Bildergalerie im Luxemburg, ich zeigte ihm den Pallast der Pairskammer, dann gingen wir nach dem Observatorium, wo ich meinen Freund, der sich mit physicalischen und mathematischen Studien beschäftigte, dem berühmten Arago vorstellte, dessen Bekanntschaft er zu machen wünschte. Nach diesem Besuche gingen wir vom Observatorium hinab in den schönen, schattenvollen Luxemburger Garten, der meinem Freunde, wie jedem Fremden, sehr gefiel. Wir unterhielten uns über allerley Dinge. Unter andern erzählte ich ihm auch Albertinens Geschichte, wie ich sie hier aufgezeichnet habe. Wir beschloßen, das Mittagmahl bey dem ehemaligen Geliebten des unglücklichen Mädchens einzunehmen, dessen Restauration auf unserm Wege lag, um doch den Mann zu sehen, der ein junges Mädchen so höchst unglücklich machen konnte, „und wir wollen sehen,“ sagte ich zu meinem Freunde, „ob der Saß Jean Paul's sich auch hier beständige, daß das Gesicht das Titelblatt der Seele ist.“

Es hatte eben 6 Uhr vom Thurme der alten Sorbonne geschlagen, als wir vor der Rechtsschule standen, wo wir auch gegenüber die Restauration des Hrn. Courcy fanden. Das Außere des Hauses war nicht sehr einladend. Mein Freund zögerte, auch ich hätte gern ein anderes Speisehaus gewählt,

aber wir wollten doch unsern einmal gefassten Vorsatz ausführen, und traten in den Speisesaal hinein, wo wir nur wenige Gäste fanden.

Als wir unsere Plätze eingenommen hatten, fiel unser erster Blick auf die Comptoirsdame, eine ältsliche Matrone, die sich durch einen etwas phantastischen Anzug den Anschein von Jugendlichkeit geben wollte. Neben ihr stand ein ältslicher Mann, in abgetragener schwarzer Kleidung, der mit der Serviette unter dem Arm sich auf den Comptoirtisch stützte, und mit einem etwas trübseiligen Blicke die kleine Anzahl der Gäste zu mustern schien. „Das können unmöglich die Leute seyn, die wir suchen,“ flüsterte ich meinem Freunde zu, „sollten wir uns in dem Hause geirrt haben? das wollen wir bald erfahren.“

Ich fragte den Garçon, der uns die Suppe brachte, ob dieses Speisehaus nicht dem Hrn. Courcy zugehöre.

„Jetzt nicht mehr,“ erwiderte der Aufwärter, „Hr. Courcy sitzt schon seit zwey Monaten im Criminalgefängniß wegen falschen Banquerouts; ihm sind die Galeeren und das Brandmahl gewiß!“

„Ja,“ fügte der Mann in der abgetragenen, schwarzen Kleidung hinzu, indem er sich unserm Tische näherte, „dieser Mensch ist ein Ausbund aller Spitzbuben. Durch falsche Papiere hat er mich um mein ganzes, mühsam erworbenes Vermögen gebracht. Ich habe nach ihm die Wirthschaft übernommen, um vielleicht auf diesem Wege mir wieder aufzuhelfen. Sie werden noch nicht alles in der gehörigen Ordnung finden. Ich habe erst seit einem Monate die Wirthschaft übernommen, und wenn Sie mir künftig die Ehre Ihres Besuches gönnen wollen, werden Sie alles besser eingerichtet finden.“ Die Frau fing nun auch an sich im Gespräche mit uns einzulassen, und erzählte uns weit und breit alle Schandthaten des vorigen Besitzers. „Seine junge Frau ist der Entbindung nahe und so verarmt, daß sie das tägliche Brod nicht hat. Der Vater des Hrn. Courcy ist in die Sache verwickelt, und seines Postens als Concierge entsezt. Beyde haben auch den Schwiegervater betrogen, der gänzlich verarmt ist.“ Die Frau erzählte uns noch mehr dergleichen Sachen, die aber nicht zur Mittheilung geeignet sind.

Wir hatten eine gute Mahlzeit gemacht. Die Speisen waren gut zubereitet, der Wein war erträglich; wir bezahlten die Beche und gingen fort.

Als ich Abends nach Hause kam, erzählte ich der Mad. Laurent, was ich von der Familie Courcy erfahren hatte. Die gute Frau hörte mit großer Aufmerksamkeit zu. Nach Beendigung der Erzählung hob sie ihre schönen, braunen, ausdrucksvollen Augen gen Himmel empor, legte ihre Hände kreuzweis auf die Brust, und sprach mit lauter Stimme die einfachen Worte:

Der Himmel ist gerecht! —

G h a s e l e n.

Von C. A. Kaltenbrunner.

I.

Vom Himmel stieg als gold'nes Pfand die Liebe,
Ihn öffnet uns mit Engelsband die Liebe.
D'rum lache nicht der süßen Himmlischen,
Und nenne nimmer Spiel und Tand die Liebe.
Wohin du ziehst, sie grüßt dich überall,
Es herrschet ja in jedem Land die Liebe.

Wie in Hesperiens blüthenreichen Au'n,
So blüht auf Lybiens heißem Sand die Liebe;
Es steht der Finne auf des Nordens Eis,
Und trägt in sich als heißen Brand die Liebe.
Sie macht das Herz allüberall so reich,
Und fest schlingt um die Welt ihr Band die Liebe.

2.

Des Menschen schöner Engel ist die Treue,
Und mancher Jahre Lauf verführt die Treue.
In Herzen, wohlgeprüft und süßvereint,
Auf ihrem tiefsten Grunde sprießt die Treue.
Ein Glück, so tief und still, so rein und wahr,
Der Freuden innigste genießt die Treue.
Die Liebe zog sie zärtlich an die Brust,
Und still ihr Heiligthum umschleßt die Treue.
Nicht Zeit und Trennung lösen ihren Bund,
Denn liebend bis zum Tode küßt die Treue.
Sie legt den letzten Kranz auf's theure Grab,
Der Thränen heiligste vergießt die Treue.

3.

Ein Wort, so herb und schmerzlich, klingt die Trennung,
In schwerem Kampfe blutend, ringt die Trennung.
In's tiefste Leben der zerrissnen Brust
Mit tausend scharfen Spitzen dringt die Trennung.
Doch, wenn ein Herz sein Lieben still verschloß,
Zum feurigen Geständniß zwingt die Trennung;
Es ringt sich los das flammende Gefühl,
Und oft noch fest're Bande schlingt die Trennung.
Doch, arme Herzen, die ihr scheidend weint,
Der Sehnsucht banges Wehe bringt die Trennung.
Auch mir berief das Schicksal dieses Leid,
Und, ach! mein Lied, so schmerzlich, singt die Trennung.

Correspondenz-Nachrichten.

Mailand, im December 1832.

In einem vorhergehenden Artikel habe ich die verehrten Leser dieser Zeitschrift mit der Auseinandersetzung der Verhältnisse, welche die Zustandebringung der verschiedenartigen Vorstellungen auf den italienischen Bühnen bedingen, zu unterhalten gesucht. Diese Darstellung wäre aber nur unvollständig, wenn sie nicht zugleich das Ergebniß jener vielseitigen Bestrebungen, ihren praktischen Erfolg, vor Augen führte; ich erlaube mir daher nochmals die Geduld der Leser auf die Probe zu stellen, und, die unmittelbaren Berichte über Mailand meinem nächsten Schreiben vorbehaltend, hier eine gedrängte Übersicht der dramatischen Leistungen, welche in einem gegebenen Zeitpunkte in Ober- und Mittelitalien zur Erscheinung kamen, folgen zu lassen. — Wenn ich hiezu die Epoche des letzten Carnevals wähle, so glaube ich diese Wahl durch die Betrachtung rechtfertigen zu können, daß in dem erwähnten Zeitabschnitte die meisten Theater dem Publicum eröffnet werden; ich sage die meisten, denn zu keiner Jahreszeit sind, wie bereits bey der Angabe über den Wechsel der stagioni bemerkt worden, alle vorhandenen Bühnen in Thätigkeit, so wie denn auch im heurigen Carnevale Theater ersten Ranges, z. B. das Teatro comunale in Bologna, und viele des zweyten und dritten Ranges, als: jenes von Bergamo (in der untern Stadt), Como, Udine, Treviso u. a. m. geschlossen blieben. Obgleich nun die nachfolgende Übersicht keineswegs die vollständige Reihe aller bestehenden Bühnen in sich faßt, so enthält sie dennoch eine genaue Aufzählung aller in der günstigsten Periode den vergnügungslustigen Bewohnern zugänglichen Hallen der dramatischen Kunst, welche vielleicht ihrer Neuheit wegen einigen Anspruch auf das Interesse der Freunde und Gönner dieser Zeitschrift machen dürfte. In Ober- und Mittelitalien (d. h. Italien mit Ausschluß von Neapel und Sicilien) erfreuten sich zur Zeit des Carnevals 1832 nicht weniger als 50 Städte (wovon 14 auf das lombardisch-venetianische Königreich mit Einschluß von Triest, und 36 auf die übrigen Landestheile kamen) des Vergnügens scenischer Darstellungen, und es waren in diesen Städten 71 (21 —

50*) Theater dem Publicum geöffnet. In dieser Gesamtzahl waren 18 (10—8) der Auf-
führung von Opern und Balleten, 33 (8—25) der bloßen Oper, eines (0—1) der Oper
und dem Schauspieler, eines (1—0) dem Schauspieler und dem Balleten, 17 (4—13) dem
Schauspieler allein, und eines (0—1) diesem sowohl als akrobatischen Vorstellungen ge-
widmet. Nimmt man die Gattung der verschiedenen Darstellungen zum Eintheilungs-
grunde, so zeigt sich, daß in drey Vierttheilen der Gesamtzahl, nemlich auf 52 (16—
36) Theatern Opern, in 19 derselben (8—11) Balleten, und gleichfalls auf 19 (5—14)
Bühnen Schauspieler gegeben wurden. Es dürfte hier ein schicklicher Platz seyn, die er-
wähnten Theater und ihre Vertheilung in die einzelnen Länder umständlich anzuführen.
Hievon kommen nemlich auf das lombardisch-venetianische Königreich,
mit Einschluß von Triest: Mailand das k. k. Theater *alla Scala* D.**) und B.,
und das *alla Cannobbiana* S. u. B., dann *Teatro Rè* S., *T. Carcano* S., Pa-
via D. u. B., Lodi D., Crema D., Cremona D. u. B., Codogno D., Bergamo
Th. in der obern Stadt D. u. B., Brescia D., Mantua D. u. B., Venedig *T. Feni-
ce* D. u. B., *T. di S. Giov. Crisostomo* D., *T. di S. Samuele* D., *T. di S. Benedetto*
S., *T. di S. Luca* S., Padua *T. nuovissimo* D., Vicenza *T. Eretino* D., Verona
T. filarmonico D. u. B., Triest *T. grande* D. u. B. In den sardinischen Staaten:
Turin *T. Regio* D. u. B., *T. Scutera* D., *T. d'Angennes* S., Genua *T. Carlo Fe-
lice* D. u. B., *T. S. Agostino* S., Cagliari D., Cuneo D., Saluzzo D., Vercelli D.,
Savona D., Ivrea D., Varallo D., Chiavari D., Valenza D., Casale di Monferrato D.
Im Herzogthume Parma: Parma D. u. B., Piacenza D. u. B. Im Herzogthume Mo-
dena: Modena *T. comunale* D. u. B., Reggio D. Im Großherzogthume Toscana:
Florenz k. k. Th. *della Pergola* D. u. B., *T. nuovo* S., *T. del Cocomero* S., *T.
Alfieri* S., *T. Goldoni* S., *T. di piazza vecchia* S., *T. di Borgo Ognissanti* S.,
Livorno *T. dei Signori Avvalorati* D., Pisa *T. dei Signori Ravvivati* D., Siena *T.
dei Signori Rinnovati* D. u. B., Prato *T. nuovo* D., Arezzo *T. della fraternità* D.
Im Herzogthume Lucca: Lucca *T. della Pantera* S. Im Kirchenstaat: Rom *T. Tor-
dinona*, genannt *d'Appollo* D. u. B. *Degli Illustrissimi Signi. Marchesi Capranica*,
genannt *T. Valle* D. u. S., *T. Pace* S., *T. Pallacorda* S., *T. di Torre argentina*
S., *T. Alberti* A., Perugia D. u. B., Fuligno D.***), Pesaro D., Spoleto D.,
Ancona D., Bologna *T. Badini* S., Ferrara D., Macerata D., Tesi D., Lugo D.,
Camerino D., Rimini D.

Die meisten Theater waren demnach eröffnet in Florenz (7), Rom (6), Venedig (5)
und Mailand (4), wovon für die Oper die größte Anzahl in Venedig (3) bestimmt war;
unter sämtlichen Bühnen aber nahm die Scala in Mailand den ersten Rang ein. Auf
den 52 für die Oper eingerichteten Theatern debutirten 393 (136—257) Sänger und
Sängerinnen, worunter jedoch bloß die namentlich aufgeführten primi und secondi can-
tanti, mit Ausschluß des weit zahlreichern Chorpersonals begriffen sind. Primadonnen
traten insbesondere 69 (28—41) auf, unter welchen die große Pasta—in der Scala
den Reigen anführte; außer dieser waren die bekanntern die Fosi, Coradori: Al-
fan, Giuditta und Giustetta Grisi, Schüh, Unger, Blasis, Corri: Paltoni.
Die reichere Ausstattung der Balleten forderte natürlich eine verhältnismäßig bedeu-
tendere Anzahl von Tänzern und Tänzerinnen. Auf den 19 Bühnen, wo Balleten zur Auf-
führung kamen, figurirten nicht weniger als 332 (158—174) primi und secondi bal-
lerini sammt jenen di mezzo carattere; rechnet man das eigentliche corpo di
ballo, d. h. die Böglinge der Tanzschulen (deren Anzahl sich bloß in Mailand auf 60,
in Turin auf 16 und in Pavia auf 10 belief), die corifei und comparse (Statisten) hinzu,
so beläuft sich die Gesamtzahl der bey den Balleten verwendeten Personen auf unge-
fähr 900 bis 1000 (450—500 bis 550) Individuen. Wenn man die Zahl der angeführ-
ten Theater mit der Gattung der darauf gegebenen Vorstellungen und der Zahl des dar-
bey verwendeten Personals vergleicht, so zeigt sich, daß als Hauptsiß der scenischen
Künste das durch den Reichthum der Bewohner ausgezeichnete lombardisch-venetianische
Königreich erscheint; die Richtigkeit dieser Behauptung stellt sich noch mehr heraus,

*) Um vielfache Wiederholungen zu vermeiden, werden in den Parenthesen die An-
theile kurz angedeutet, welche von den angegebenen Hauptsummen: 1) auf das
lombardisch-venetianische Königreich, mit Einschluß von Triest, und 2) auf die übr-
igen Gebiete von Ober- und Mittelitalien fallen.

**) D. bedeutet Oper, B. Ballet, S. Schauspiel, A. akrobatische Vorstellungen. Die
bestehenden Marionettentheater sind hierin natürlich nicht mitbegriffen.

***) Als Fuligno durch das Erdbeben verwüstet wurde, zog die dortige Operngesell-
schaft nach Fermo.

wenn man die Bevölkerung dieses Königreiches von 4 Millionen zur Einwohnerzahl der übrigen Staaten Ober- und Mittelitaliens von 10 Millionen zusammenhält. Es ist hiebei überdies zu bemerken, daß gerade in den Städten des erstern Landes die meisten Theater ihre Hauptstagionen in den Sommermonaten wegen der häufigen daselbst vorkommenden Messen und Märkte feyern, und viele derselben daher im Winter geschlossen bleiben, oder nur ihre mindere Stagion abhalten, während in den übrigen Gebieten Italiens, wo dieser Grund größtentheils wegfällt, die Hauptperiode für das Theatervergnügen mit der Carnevalszeit zusammentrifft. — Zu einer Theaterstatistik gehört endlich vorzugsweise die Angabe der zur Aufführung kommenden Opern und ihrer Verfasser; es lassen sich daraus sichere Schlussfolgerungen über den herrschenden Geschmack und die wechselnde Mode ableiten, woben freylich zu wünschen wäre, daß man eine Parallele mit einer frühern Zeit aufstellen könnte. Im Allgemeinen wurden auf den 52 (16—36) der Oper gewidmeten Bühnen 135 (49—86) melodramatische Productionen gezählt; bey dieser Angabe jedoch ist natürlich jede Oper, die an mehreren Orten zur Aufführung kam, eben so oft einzurechnen. Fragt man aber insbesondere nach der Zahl der Opern, welche den Gegenstand jener Productionen ausmachten, so müssen 59 Opern, die von 20 verschiedenen Tondichtern herstammen, angegeben werden. Unter letztern stellten sich Rossini, Bellini, Donizetti und Pacini als jene Meister dar, deren Compositionen die meiste Verbreitung fanden; die Musik Rossini's ertönte auf 34, jene Bellini's auf 20, die Donizetti's auf 12 und jene Pacini's ebenfalls auf 12 Bühnen. Hiebei ist aber zu bemerken, daß die Schöpfungen Bellini's, Donizetti's und zum Theile auch Pacini's den Gegenstand der Hauptproductionen auf den vorzüglichern Theatern ausmachten, während die schon bekanntern Werke Rossini's meist auf den Bühnen zweyten und dritten Ranges, auf den bedeutendern aber nur als Aushülfsopern (*opere di ripiego*) in die Scene kamen. Den genannten Meistern zunächst standen Mercadante und Vaccaj, die Leistungen eines jeden derselben wiederholten sich auf 6 verschiedenen Bühnen. Auf die größere und mindere Verbreitung der Musik dieses oder jenes Autors nehmen — nebst dem Rufe des Compositors und der Neuheit seiner Werke — die Zahl der von jedem derselben bereits vorhandenen melodramatischen Kunstwerke einen sichtbaren Einfluß. An der erwähnten Summe von 59 zur Aufführung gekommenen Compositionen hatten den größten Antheil Rossini, von welchem nicht weniger als 16 Opern gegeben wurden; diesem folgte Pacini mit 10, Donizetti mit 7 und Bellini mit 4 Opern; fast zwey Drittheile der Zahl sämtlicher dargestellten Opern rührte daher von diesen vier Meistern her, während die übrigen 16 Autoren das letzte Drittheil jener Summe, 22 Opern, zur Aufführung brachten. Eine eben so große Verschiedenheit herrschte unter den einzelnen Opern selbst, je nachdem sie mehr oder weniger Anspruch auf die Gunst des Publicums machen durften. Bellini's „Straniera“ gewann hierin allen übrigen Opern den Vorrang ab, und kam auf 9 Theatern zur Vorstellung; ihr folgte Rossini's „Cenerentola“ mit sieben, und Vaccaj's „Zadig“ und „Astartea“ mit sechsfacher Aufführung an verschiedenen Orten.

(Der Schluß folgt.)

Concert-Anzeige.

Das rühmlichst bekannte Künstlerpaar, Hr. Ernst Krämer, k. k. Hof- und Kammermusiker, und seine Frau Caroline, geborne Schleicher, werden Freytag, den 15. Februar, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde, Abends um 7 Uhr, ein Privatconcert geben. Die vorkommenden Stücke sind: 1. Ouverture von Mozart. 2. Doppelconcert für Oboe und Clarinette, componirt von Ernst Krämer, vorgetragen von Ernst und Caroline Krämer. 3. Solo für das Pianoforte, componirt und vorgetragen von Hrn. Sigismund Thalberg. 4. Adagio und Rondo für die Violine, von R. Kreutzer, gespielt von Caroline Krämer. 5. „Die Schneeflöckchen am Kirchhofe,“ Gedicht von U. Schmid mit Musik von Hrn. B. Randhartinger, Mitglied der k. k. Hofcapelle, vorgetragen von demselben, und am Pianoforte begleitet von Hrn. J. Fischhof. 6. Declamation, gesprochen von einer Kunstfreundinn. 7. „Ade-laide,“ von Beethoven, auf der Clarinette gespielt von Caroline Krämer, am Pianoforte begleitet von Hrn. J. Fischhof. 8. Bravourvariationen für den Czakan über ein Thema aus J. Haydn's „Schöpfung,“ componirt und vorgetragen von Ernst Krämer.

Modembild VII.

Schlafrock von Mailänder Plüsch, Pantalon von Merino. — Der andere Herr trägt einen blauen Frack mit Sammtkragen und ovalen Knöpfen, dann blauschwarze Pantalon und ein weißes Piquetgilet, nach Originalen von Jos. Gunkl, bürgl. Kleidermacher am Graben, Nr. 1144.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Sonnabend, den 16. Februar 1833.

21

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hiet gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

L i e b e.

Zum 12. Februar 1833.

Wenn der Säugling auf der Mutter Schooße
Nach dem Kuß des theuren Mundes strebt,
Himmelslust bey'm kindlichen Gefoße
Wonnevoll den Busen ihr durchbebt;

Wenn den Jüngling an der Jungfrau Herzen
Paradiesesahnung überdringt,
Eine Seele, voll der süßen Schmerzen,
Hoch empor sich in die Sphären schwingt:

O, dann feyert Liebe, heil'ge Liebe,
Seligkeiten voll, ihr ew'ges Fest! —
Glaubt ihr, daß ein schön'res ihr noch bliebe,
Das nicht schau'n, nur sich empfinden läßt?

Ja, es sind des besten Herrschers Triebe,
Die Er Seinem Volke stets geweiht,
Ja, es ist des Kaisers, Franzens, Liebe,
Die der Liebe schönstes Fest verleiht.

Wie der Ister von Germaniens Fluren
Bis zum Meer' der Ottomanen dringt,
Rings verbreitend seine Segensspuren,
Ost' und Westen in einander schlingt:

Also schlingt vom Reiche der Sudeten
Bis zum Land', wo die Citrone blüht,
Sich ein Band aus Immortellenketten,
Das den Weg durch alle Herzen zieht.

Unauflöslich eint es sich den Herzen,
Unzertheilbar sich die Herzen ihm,
Wie die Dauer sich des Schachtes Erzen,
Wie dem Himmel sich die Cherubim.

Und indeß auf Seinem Herrscherthron
 Vater Franz die heil'gen Bande webt,
 Bindet Ihm Unsterblichkeit die Krone,
 Wo der Vater aller Väter lebt!

Dessen Aug' mit huldumstoffnem Blicke
 Gern auf Seinem Fürstenwandel ruht,
 Der im Strahl der Regenbogenbrücke
 Friede schuf, der Völker höchstes Gut!

Alles, was der Fürst hienieden übet,
 Jede treue Sorg' um unser Wohl,
 Weckt am Himmel, der Ihn schützt und liebet,
 Einen Stern, der's flammt von Pol zu Pol!

Wenn Er sich ob unsrer Freud' erfreuet,
 Wenn Er sich ob unsrem Leide kränkt,
 Ist's ein Engel, der die Blumen streuet,
 Ist's ein Engel, der die Flügel senkt.

Keine Liebe mag wohl jener gleichen,
 Die für uns aus Seinem Herzen blüht,
 Gab' es in der Erde weiten Reichen
 Eine nicht, die uns für Ihn durchglüht.

Fr. Fißinger.

Lebensscenen aus Paris.

Von N. Fürst.

III. Der Pont-neuf.

Das Volk in Paris ist gewiß das wandelbarste in der Welt; man sieht es auch an den öffentlichen Monumenten. Der Grundstein des Pont-neuf wurde unter der Regierung Heinrichs III. (1578) gelegt, aber erst fünfzehn Jahre nach dem Regierungsantritte Heinrichs IV. wurde sie vollendet, und mit dessen Statue geziert. Unter der Revolution wurde diese Statue (1792) zerstört, und ein Obelisk an deren Stelle errichtet. Später wurde der Obelisk zertrümmert, und ein Kaffehhaus auf demselben Platze erbaut. Dann wurde auch das Kaffehhaus niedgerissen, und die Lärmkanone dort aufgestellt, die in der Revolutionszeit Paris so oft in Angst und Schrecken setzte. Später verschwand auch die Lärmkanone. Bey der Rückkunft Ludwigs XVIII. aus dem Exil wurde die Statue Heinrichs IV., von Gyps, daselbst wieder aufgestellt. König Ludwig wurde flüchtig, und die Statue wurde wieder zertrümmert; dann kam König Ludwig wieder zurück, und das Volk fand, daß die vorige Statue doch allzu gebrechlich gewesen war. Man enthusiastirte sich; man eröffnete eine Nationalsubscription, um Geld zu einem dauerhaften Denkmahl herbeizuschaffen; es kam mehr Geld ein, als man nöthig hatte, und der berühmte Lemot erhielt den Auftrag, eine Statue Heinrichs IV., von Bronze, zu verfertigen. Die Statue wurde vollendet, und sollte auf einem Wagen mit 40 Ochsen bespannt, aus der Gießerey, in der Vorstadt Du Roule, nach der Brücke transportirt werden. Unterwegs blieben die Thiere stehen, weil sie vor Ermat-

tung die enorme Last nicht weiter fortziehen konnten, und nun spannte sich das gute Volk selbst vor, um den „guten König“ nach seinem Bestimmungsort zu bringen. Auf der Brücke angelangt, wurde die Statue mit angemessenen Feyerlichkeiten und unter großem Jubel auf ihrem vorigen Platze wieder aufgestellt. Nun kam die Juliusrevolution. Die Brecheisen waren schon angelegt, um die Statue wieder umzustürzen, was auch unfehlbar geschehen wäre, hätten nicht einige vernünftige Leute sich vor dem Monumente hingestellt, und den Volkshaufen abgemahnt, indem sie riefen: *Respect aux monumens!* welche Erinnerung auch ihre Wirkung nicht verfehlte.

Wir führen diese historischen Thatsachen hier an, weil sie abermals den Satz bestätigen: *Tout passe, tout casse, tout lasse*, ein altes französisches Sprichwort, das den Geist des französischen Volkes genau und treffend charakterisirt.

Die Brücke steht fest, und keine Menschenhände vermögen sie in ihren Grundfesten zu erschüttern. Sie ist eine der längsten, größten, kolossalsten in ganz Paris. Sie erstreckt sich von der Rue de la Monnaie über die Seine nach der Rue Dauphine, eine Länge von 170 Toisen. Auf beyden Seiten der Brücke befinden sich erhöhte Trottoirs, zu welchen vier Stufen führen, und zwischen diesen ist der breite Fahrweg. Gegen die Mitte der Brücke zu sind zwey Ausbiegungen auf die Seine, nemlich rechts, wenn man von der Straße de la Monnaie kommt, ein geräumiger Vorsprung, genannt: *la petite place de Henri IV.*, worauf die Statue Heinrichs IV. steht; links geht man hinab auf den kleinen Platz Dauphine, wo das Denkmahl des General Dessaix auf einem steinernen Brunnen errichtet ist. Von dem Vorsprung, oder *la petite place de Henri IV.*, genießt man die schönste Aussicht über den Fluß, die Brücken Pont des arts und Pont-royal und einen Theil von Paris. Rechts sieht man den schönen Quai der Tuilerien; einen Seitenflügel des Schlosses, genannt: *le Pavillon de Flore*, wo der König wohnt; die ganze Terrasse des Tuileriengartens, nach der Wasserseite zu, und den Louvre mit seiner prachtvollen Colonnade. Links erblickt man den Quai Voltaire, und den Quai d'Orsay; das kolossale Gebäude der Münze, das der französischen Akademie, den Palaß der Ehrenlegion und den Palaß der Deputirtenkammer, und im Hintergrunde erheben sich die Anhöhen von Chaillot mit ihren großen Häusermassen, die sich gleichsam in die Wolken verlieren.

Aber wie soll ich das rege Leben schildern, das sich auf dieser Brücke dem staunenden Auge des Beschauers entfaltet, und das jedem Fremden, wenn er auch nur einen Tag in Paris bliebe, und über diese Brücke ginge, einen hinlänglichen Begriff von der Regsamkeit des Pariser Volkes geben würde. Einst begegnete mir einer meiner Bekannten, der vor wenigen Tagen nach Paris gekommen war, und den ich unschlüssig vor der Brücke auf- und abgehen sah. Ich fragte ihn, ob er etwas suche? „Nein,“ erwiderte er, „ich getraue mich nicht, über die Brücke zu gehen, denn sehen Sie doch den Lärm, den Aufruhr! die Menschen flüchten sich!“ „Was Aufruhr!“ entgegnete ich ihm, „so ist es alle Tage. Das ist kein Aufruhr, das ist keine Flucht, die Leute in Paris sind schnellfüßig, sie laufen mehr als sie gehen. Spazieren Sie nur getrost hinüber; drängen Sie sich durch die Menschenmasse, und es wird Ihnen kein Leid geschehen. Sie werden freylich in dem Gedränge mit dem höflichen *mille pardons!* manche Stöße erhalten; geben Sie die Stöße mit einem *mille pardons!* wieder zurück.“ Der

Mann' wußte nun, was der Lärm zu bedeuten habe, besann sich keinen Augenblick, und setzte ruhig seinen Weg weiter fort.

Die Passage der Brücke wird nicht bloß beengt durch die vielen Wagen, Karren, Reiter, Lastträger und Fußgänger, sondern auch von den vielen Menschen, die auf diesem Plage in rastloser Geschäftigkeit ihren täglichen Verdienst suchen. An jedem Brückenpfeiler auf den Trottoirs sind Nischen angebracht, die zu Boutiquen für Kleinkrämer eingerichtet sind. Solcher Nischen gibt es viele, und die Krämer bedienen sich noch des Raums vor denselben, um daselbst ihre Waaren auszulegen. Außerdem werden die Trottoirs noch belagert von herumwandernden Krämern, Obstweibern, *Décroteurs*, Hundeverkäufern, *Marchands de coco*, Bettlern und andern Herumstreichern. Der Lärm ist entsetzlich und ohrenbetäubend. Die tausend verschiedenen Stimmen, die man hört von dieser Menge gewerbtreibender Menschen, bringen das seltsamste, ohrenzerreißendste Concert hervor, und man kann leicht denken, wie schwer es ist, sich durch diese Menschenmasse hindurchzudrängen, die wie ein sturmbewegtes Meer über die Brücke auf- und abflutet. Am lästigsten für die Fußgänger sind die Hundeverkäufer, die in großen Käfigen Hunde und Kagen zum Verkauf ausbieten, und die auch Hunde scheren und zustugen, dann die *Marchands de coco*, die sich durch die Menge durchdrängen mit ihren großen Wasserthürmen auf dem Rücken, die mit dem sogenannten *eau de réglisse* angefüllt sind, einem Lieblingsgetränke der untersten Pariser Volksclasse. Diese *Marchands* haben eine Klingel in der Hand, mit welcher sie unaufhörlich läuten, um ihre Anwesenheit zu erkennen zu geben. Mit gellender Stimme rufen sie den Vorübergehenden zu: *de la glace! de la glace! régalez-vous, Messieurs et Mesdames*, und das Getränk findet guten Absatz, da der gemeine Mann um den billigen Preis eines Liards sich den Durst stillen kann. Auch die *Décroteurs* mit ihren Fußschemmeln verursachen den Fußgehern große Unbequemlichkeiten. Diese Leute sind gewöhnlich arme Savoyarden, die aber ihr Handwerk mit viel Munterkeit und Frohsinn treiben, weswegen sie auch bey dem Publicum sehr beliebt sind. Von früh Morgens bis spät Abends sieht man sie bey ihrer Arbeit. Sie rufen den Kunden zu: *Faut-il cirer vos bottes? le cirage anglais, le cirage à l'oeuf! donnez votre chaussure*, und gern gönnt man ihnen den geringen Verdienst von drey Sous, um mit blankgewischten Schuhen oder Stiefeln die Wanderung fortzusetzen. Widerlich hingegen ist der Anblick der vielen Krüppel, die, um besser das Mitleiden der Vorübergehenden zu erregen, schamlos ihre Körpergebrehen oder Wunden vorzeigen; man wendet sich mit Abscheu von diesen Gestalten, und sucht die Schritte zu verdoppeln, um ihrer lästigen Betteley zu entfliehen. Auf dem Fahrweg der Brücke geht es noch lärmender her; oft fahren die Fuhrleute an einander, gerathen in Zank, es entsteht eine Schlägerey; die Fußgeher drängen sich hinzu, um den Kampf der Wagenlenker, wie bey den olympischen Spielen, mit anzusehen, und dann muß man sich schon gedulden, um weiter zu kommen, denn der Andrang wird alsdann so fürchterlich, daß es nicht mehr möglich ist, einen Schritt vor- oder rückwärts zu thun. Die Taschendiebe benutzen solche Augenblicke, um bey dem so lebhaften Handelsverkehre auch etwas zu ihrem Vortheile zu erbeuten, wenn nicht die Polizey so unhöflich ist, sie in ihrer Industrie zu stören.

Aber auch auf der Seine, um die Brücke herum, herrscht ein reges, thätiges Leben; dort befinden sich die elegant erbauten und stark besuchten schwim-

menden Bäder des Herrn Bigier; die Wäscherschiffe, wo die Wäscherinnen mit lärmendem Getöse ihr Geschäft verrichten; und der Hafen St. Nicolas, wo die Ausladung der Schiffe viele hundert Arbeitsleute in Thätigkeit setzt. Am Tage des *mi-carême* geht es besonders lustig her auf den Wäscherschiffen. Nach einem alten Gebrauch verheirathen die Wäscherinnen nur an diesem Tage ihre Söhne oder Töchter, oder wenn sie noch junge Witwen sind, sich selbst. Die Schiffe werden alsdann zum Festmahl und zum Tanzsaal eingerichtet, und mit Festons und Blumenguirlanden geschmückt. Um zwey Uhr Nachmittags begibt sich das Brautpaar von den Schiffen, unter zahlreichem Gefolge, nach der Kirche, und nach vollendeter Trauung unter Musikbegleitung nach den Schiffen wieder zurück. Alsdann beginnt das Festmahl, und nach diesem der Tanz. Die Brücken und die Quais rund herum sind mit einer Unzahl von Zuschauern belagert, und es ist auch wahrlich der Mühe werth, dieses Volksspectakel zu sehen, das ganz eigenthümlich in seiner Art ist.

Nur bey Nachtzeit schreitet man ungehindert über die Brücke, und da sie gut beleuchtet ist, bemerkt man zu dieser Zeit erst recht ihren ganzen kolossalen Bau und ihre Ausdehnung. Aber um diese Zeit ist es auf der Brücke nicht ganz geheuer; denn trotz der Wachsamkeit der Polizey werden daselbst doch manche Mißthaten verübt, auch geschieht es häufig, daß unglückliche Menschen diese Stunde wählen, um in dem Flusse ein Daseyn zu endigen, das ihnen zur Last ist.

Ich mußte einst, nach einer Vorstellung im Odeon, um Mitternacht die Brücke passiren, um nach meiner Wohnung in der Rue St. Honoré zu gelangen. Es war eine mondhele Nacht. Auf der Mitte der Brücke, wo die Statue steht, stellte ich mich an das Geländer, um die schöne Aussicht auf die Seine zu genießen, und auch um nach der drückenden Hitze im Theater mich ein wenig abzukühlen. Die ruhige Strömung der Seine im Silberglanze des Mondes gewährte einen herrlichen Anblick. Als ich mich zur Seite umfah, bemerkte ich in einiger Entfernung einen Mann, in schlechter Kleidung, der seinen Hut auf das Parapet der Brücke hingelegt hatte, und mich verstohlen von der Seite ansah, so daß ich glaubte, er führe etwas Böses im Schilde. Ich war schon im Begriffe fortzugehen, als ich bemerkte, der Mann mache eine Bewegung, die mir deutlich zu erkennen gab, er wolle sich in den Fluß hinabstürzen. Ich näherte mich ihm mit starken Schritten. Er blieb ruhig und unbeweglich stehen. Ich redete ihn an mit den Worten: „Die Nacht ist schön! Sie sind wohl auch hiehergekommen, um die frische Kühlung nach der Tageshitze zu genießen?“ — „Was? Nacht? Tag?“ erwiderte er mit verwilderten Blicken, „ist es Nacht? ist es Tag? ich weiß es nicht! aber so viel weiß ich, daß meine Kinder schon seit zwey Tagen nichts gegessen haben. Guter Gott,“ rief er aus, indem er die Hände über den Kopf zusammenschlug, „vielleicht sind sie schon todt, und ich lebe noch!“ Mit einer raschen Bewegung bog er sich über das Parapet hinüber, ich ergriff ihn hinten am Kleide, und zog ihn zurück. „Unglücklicher! was wollen Sie machen? wollen Sie das Unglück Ihrer Kinder, Ihrer Familie noch durch Ihren Tod vergrößern?“ Der Mann sah mich an mit starren Blicken, wie einer, der aus einem Traume erwacht. „Wie viel brauchen Sie,“ fragte ich ihn, „um sich mit Ihren Kindern einige Tage durchzuhelfen, bis andere Hülfe kommt?“ — „Mit einem Fünffrankenstück ist der ersten Noth abgeholfen aber die verruchten, hartherzigen Pariser geben nichts.“ — „Nun, da haben

Sie das Geld, kaufen Sie Brot, gehen Sie nach Hause, sagen Sie mir Ihre Wohnung, vielleicht gelingt es mir, bey meinen Freunden und Bekannten einige Hülfe für Sie zu erhalten.“ Der Mann nahm das Geld, nannte mir seine Wohnung, sah mich abermals starr an, und ging fort.

Ich entschloß mich, in einiger Entfernung ihm zu folgen, um seine Schritte zu bewachen. Er schlenderte langsam fort, hob einige Mal seine Hände zum Himmel empor, blieb endlich vor einer Weinschenke stehen, die noch offen war. Nach einigem Zögern trat er in das Gastzimmer hinein. Nun, dachte ich bey mir selbst, die Brotläden sind geschlossen, in der Weinschenke wird er Brot erhalten, und ganz natürlich sich auch mit einem Labetrunk stärken. Ich sah durch die Thür in das Gastzimmer hinein. Der Mann setzte sich neben ein Frauenzimmer, dessen Lebenswandel man bey dem ersten Anblick gleich erräth, ließ Wein und Speisen auftragen, war frohen Muthes, lachte und scherzte mit seiner Gefährtinn, und ließ sich den Wein und das Essen gut schmecken. Ich trat nun auch in das Gastzimmer hinein, forderte eine halbe Bouteille Wein, und setzte mich in einiger Entfernung, um die Leute zu beobachten. Der Mann aber erblickte mich bald; er ließ sich gar nicht stören, hob das Glas in die Höhe, und rief mir zu: *A votre santé, mon beau Monsieur; vous n'êtes pas Parisien, non, vous êtes charitable*, und fuhr fort, immer tapfer darauf loszuziehen. Ich entbrannte vor Zorn über diese Frechheit, entfernte mich eiligst, um nicht noch durch meine Vorwürfe in böse Händel mit dem Manne zu gerathen, und dachte im Nachhausegehen an den Vers bey Calderon:

Non muere en agua el que ha vivido en vino.
Der stirbt im Wasser nicht, der gelebt in Wein.

Sinnenglück und Seelenfrieden.

Sinnenglück und Seelenfrieden,
Welchem eilst du brünstig zu?
Einzeln ist dir keins beschieden,
Nur vereint verleih'n sie Ruh'.

Kennst du nach dem Sinnenglücke
Unbesonnen hin und wild:
Dich verwickeln tausend Stricke,
Und du jagst ein Traumgebild.

Ringest du um Seelenfrieden,
Fern von aller Sinnenbahn:
Schwacher Mensch, du wirst ermüden,
Und du langst am Ziel nicht an.

Pflege du das Glück der Sinne,
Das der Seel' in Harmonie.
Hand in Hand, in treuer Minne
Sich umarmend, wandeln sie.

Joh. Rud. Wolf, der Ältere.

Correspondenz-Nachrichten.

Mailand, im December 1832.

(S c h l u ß.)

Die Kenntniß der einzelnen Opern dürfte Manchem nicht als überflüssig erscheinen, darum mag derselbe Grund der Vollständigkeit, welcher die Angabe der einzelnen Theater rechtfertigen sollte, auch für die Aufzählung der auf denselben vorgestellten Opern gelten; die eingeschlossenen Zahlen hiebei bezeichnen die verschiedenen Orte, an welchen eine und dieselbe Oper auf das Repertoire kam. Wir beginnen mit dem Chorführer und Repräsentanten der neuern italienischen Opernmusik, dem fruchtbaren, melodiereichen Rossini. Von seinen Opern wurde gegeben: „la Cenerentola“ (7), „il Barbiere di Siviglia“ (5), „Semiramide“ (5), „Matilde Shabran“ (5), „il Turco in Italia“ (4), „l'Italiana in Algeri“ (4), „l'Assedio di Corinto“ (4), „la Gazza ladra“ (3), „Mosè“ (2), „Corradino“ (2), „Otello“ (1), „Riccardo e Zoraide“ (1), „il Conte Ory“ (1), „la Donna del lago“ (1), „Torvaldo e Dorlisca“ (1), „l'Inganno felice“ (1). Rossini's Namen steht zunächst Pacini, von ihm hörte man: „Gli Arabi nelle Gallie“ (5), „la Gioventù di Enrico V.“ (2), „Ivanhoe“ (1 — neue für die Fenice in Venedig geschriebene Oper), „il Corsaro“ (1 — neu für die Scala in die Scene gesetzt), „il Falegname di Livonia“ (1), „l'ultimo Giorno di Pompeji“ (1), „i Portoghesi in Africa“ (1), „i Crociati in Tolomaide“ (1), „la bella Tavernara“ (1), „il Barone Dolsheim“ (1). Den Übergang von der Rossini'schen zur neuesten Schule, welcher seine letzten Werke abschließend angehören, bildet Donizetti, in der Ausführung glücklicher als in der Erfindung; aus seinen Werken kamen zur Vorstellung: „Olivo e Pasquale“ (6), „Anna Bolena“ (3), „l'Esule di Roma“ (3), „Otto mesi in due ore“ (2), „Ugo Conte di Parigi“ (1 — neu für die Scala componirt), „la Gabbia dei Matti“ (1), „le Convenienze teatrali“ (1). An Donizetti schließt sich, als Gründer, und so zu sagen, als Haupt der neuesten Schule, der tiefgefühlende Bellini an, welchem man in Italien die Wiederherstellung der wahrhaft dramatischen Composition, der innigen Beziehung des Wortes zum musicalischen Ausdruck verdankt. Er ist nicht sehr fruchtbar, und hat im Vergleich zu seinen Kunstgenossen noch wenige (6—7) Opern zu Tage gefördert, welche aber fast sämmtlich allgemeinen Beyfall erhielten. Bey seiner frischen Jugend jedoch darf man von ihm, wenn sein ausgezeichnetes Talent nachhaltig bleibt, noch zahlreiche und gediegene Leistungen erwarten. Es wurden von ihm aufgeführt: die „Straniera“ (9), welche bereits in den sehtvergangenen zwei Jahren auf allen vorzüglicheren Theatern Italiens der Reihe nach eine glänzende Aufnahme gefunden hatte, was nicht minder der Fall war mit dem „Pirata“ (5); einen nicht so ausgezeichneten, aber immerhin namhaften Erfolg gewann „i Montecchi ed i Capuletti“ (5) und von der „Norma“, die neu für die Scala geschrieben war, und den Glanzpunct der dortigen Carnevalsstagnone bildete, muß die Zukunft entscheiden, welcher Antheil des mit jeder Vorstellung steigenden Beyfalls dem Dondichter, und welcher andere Antheil daran der unübertrefflichen Darstellerin der Hauptrolle, der Pasta, auf deren allgewaltige Kunst aber auch Bellini nicht nur die Hauptrolle, sondern die Anlage der ganzen Oper berechnet hatte, gebührte. Unter den neuern Componisten Italiens, welche sich von einer slavischen Nachahmung Rossini's los sagten, und ihre besondere Sorgfalt auf die Behandlung der wieder zu Ehren gebrachten Instrumentalmusik mit glücklicher Benützung der Eköre wendeten, muß neben den beyden lehtgenannten Mercadante erwähnt werden, welcher nebst seiner frühern sehr beliebten Oper: „Elisa e Claudio“ (5) die „Normanni in Parigi“ (1 — neu für das K. Theater in Turin componirt) zur Aufführung brachte. Von Vaccaj erschien nur eine einzige Oper: „Zadig ed Astartea“ (6), deren Ruf bereits fest begründet ist, auf den Bretern. Die noch übrigen vierzehn Autoren gehören theils zu den Ältern, theils zu den jüngern Compositoren, deren Schöpfungen die öffentliche Aufmerksamkeit nicht in so hohem Grade, wie die sechs erstgenannten, auf sich zogen. Es erscheint hierunter Morlacchi mit „Tebaldo ed Isolina“ (3), Coccia mit „Clotilde“ (2) und „l'Orfana della Selva“ (1), Pugnani mit der „Vendetta“ (1 — neu für die Scala geschrieben); Ricci mit der „Orfanella di Ginevra“ (4) und dem „nuovo Figaro e la Modista“ (1 — neu für Parma componirt); Auber mit der „Stimmen von Portici“ (1); Generati mit der „Contessa di colle erbose“ (1), „Adelina“ (2) und „Francesca da Rimini“ (1); Guccio: „la Prova d'un opera seria“ (3); Fioravanti: „le Cantatrici villane“ (1) und „la Capricciosa pentita“ (1); Mayer: „gli Originali“ (1); Barocci: „il Poeta stracciapane“ (1); Cannetti: „il Matrimonio con-

trastato“ (1), Nicelli: „il Proscritto“ (1). Von den beyden ephemeren Opern: „il Castello di Montenero“ (1) und „l'Osteria delle poste“ konnte ich die Verfasser nicht in Erfahrung bringen, wodurch aber meine Leser nicht viel verloren haben. Ein flüchtiger Blick auf die eben geschlossene Liste gibt einen merkwürdigen Aufschluß über die Nationalität der dargestellten Opern und ihrer Verfasser. Der Umstand, daß letztere fast sämtlich eben so wie der Charakter ihrer Productionen, dem eigenen Lande angehörten, zeugt von der Vorliebe, welche allenthalben in Italien für die einheimische Musik angetroffen wird. Die einzige Ausnahme hievon machte eine Production der *Uberschen* „Stimmen von Portici“ im großen Theater zu Triest, welche von dem zufälligen und seltenen Umstande herrührte, daß die Mehrzahl des dortigen Sängersonnens aus Franzosen, deren sonst auf den italienischen Bühnen nicht viele anzutreffen sind, bestand. Von deutschen Meistern kam keine Oper zur Aufführung, wiewohl deutsche Musik mit und ohne Veränderung auf so manchem großen und kleinen Theater, freylich unter anderer Firma vom Publicum mit lebhaftem Beyfalle aufgenommen wurde. Merkwürdig bleibt übrigens, daß die vorzüglicheren Compositeure, welche sich in der neuesten Zeit einen Ruf erworben, fast sämtlich junge Männer, aus dem Königreiche Neapel gebürtig sind, welchen Vorzug jenes Land unstreitig der trefflichen Musikschule in der dortigen Hauptstadt verdankt. Bellini, Donizetti, Mercadante, Pacini, Caraffa, Ricci, deren Schöpfungen von allen Bühnen wiederhallen, sind sämtlich in der neuesten Zeit aus Neapel hervorgegangen. Was die Nationalität der Opern betrifft, so zeigt sich das lombardisch-venetianische Königreich als das Land, und insbesondere Mailand als die Stadt, für deren Theater die beliebtesten und zahlreichsten der das gegenwärtige Repertoire der italienischen Oper bildenden Kunstwerke geschrieben wurden, so wie denn überhaupt die Scala als die Königin des Opernwesens in Ober- und Mittelitalien anerkannt dasteht. Von Mailand und dem lombardisch-venetianischen Königreiche ging der Impuls aus, welcher die neueste Methode der Composition beförderte und in die Höhe brachte, als man anderwärts noch starr und fest an der Rossinischen Manier, als dem alleinigen und ausschließenden Muster jeglicher dramatischen Tondichtung, hielt, jede Abweichung hievon aber als eine Sünde gegen den guten Geschmack angesehen und bestraft wissen wollte. Diese widerstreitende Richtung findet noch gegenwärtig ihre volle Bestätigung, in der bloßen Zahlenangabe der Theater, in welchen die Opern vom neuen und neuesten Style zur Aufführung gekommen sind. Obgleich nemlich die meisten Werke Bellini's und Donizetti's ursprünglich für lombardisch-venetianische Bühnen componirt wurden, und eben darum hier die früheste Verbreitung fanden, so herrscht doch noch immer die Neigung zu den Schöpfungen dieser beyden Meister vor, während Pacini und Rossini ihre standhaftesten Anhänger in andern Gebieten zählen. Es mag dieses aus folgendem Beispiele klar werden. Die Musik Bellini's ertönte, wie bereits erwähnt, in ganz Ober- und Mittelitalien auf 20, jene Donizetti's auf 12, und jene Mercadante's auf 6 Bühnen; hievon finden sich die Hälfte im lombardisch-venetianischen Königreiche, wo man Bellini's Opern auf 9, Donizetti's auf 6 und Mercadante's auf 3 Theatern zur Vorstellung brachte. Anders gestaltet sich dieses Verhältniß mit den Compositionen Pacini's und Rossini's, welche nur zum vierten Theil im genannten Königreiche ihre Aufführung zu bewerkstelligen vermochten; von den 12 Bühnen, auf welchen Pacini's Musik einstudiert wurde, lagen 4, und von den 34 Theatern, in denen man Rossini's Partituren aufführte, befanden sich gar nur 8 im Bereiche jenes Landes, während außerhalb desselben Pacini 8 und Rossini 26 Opernhäuser mit seinen Tönen erfüllte.

Hiermit mag sich aber, um der Ermüdung der Leser zuvorzukommen, diese raisonnirende Gegeneinanderstellung schließen, und es Jedem, wer hiezu Lust fühlt, selbst überlassen bleiben, dieselbe mit Hülfe der angeführten Daten weiter durchzuführen.

Es.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 19. Februar 1833.

22

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Lebensscenen aus Paris.

Von N. Fürst.

IV. Die Salons.

Wenn auch die Franzosen in ihrem stolzen Übermuthe sich vorzugsweise *la nation la plus civilisée de l'Europe*, und Paris *le centre de l'univers* nennen, so ist doch so viel gewiß, daß man die Bildung nicht auf den Straßen findet. Das Volk ist roh, unwissend und zügellos, oder wie Voltaire es viel richtiger charakterisirt: *moitié singe, moitié tigre*. In der Mittelstandsklasse, wozu wir besonders Gewerbsleute aller Art rechnen, findet man zwar Bildung, aber diese ist höchst oberflächlich, denn die Leute dieser Klasse schöpfen ihr ganzes Wissen aus den Zeitungen und Journalen, weshwegen auch die Journalisten mit so großer Selbstgefälligkeit behaupten, daß die Journale ein Bedürfniß der Zeit geworden sind. Die wahre Bildung, die Bildung nemlich, die sich auf gründliches Wissen, Kenntnisse und gereiftes Urtheil stützt, bemerkt man nur in den Salons und andern gesellschaftlichen Vereinen. Dort schließt sich das Reich des Wissens auf; dort findet man Leute, die durch ihre Studien, ihre Kenntnisse, ihre Talente, eine Zierde der Nation sind, und dieser auch einen besondern Glanz verleihen.

Das gesellschaftliche Leben in Paris ist sehr ausgebreitet, weshwegen auch Jeder, der nur irgend eine erhöhte Stellung in der Gesellschaft einnimmt, Soirées geben muß. Die weite Ausdehnung der Hauptstadt macht solche Vereine auch nothwendig; denn man erfährt durch dieselben Alles, was vorgeht, viel schneller, und man kann sich über das Vorgefallene besprechen und berathen. Leute, die hohe Ämter bekleiden, Staatsmänner, Geschäftsleute aller Art, Künstler und Gelehrte müssen nothwendig diese Gesellschaften besuchen, um au fait der Tagesbegebenheiten zu seyn, die auf das Leben und auch auf die bürgerlichen Verhältnisse einen so großen Einfluß ausüben. Künstler und Gelehrte müssen sich bestreben, in den Gesellschaften bekannt zu werden, um ihren Ruf zu begründen oder denselben zu vergrößern. In Paris kann man nicht isolirt leben, wenn man irgend ein Ansehen genießen will. Wer sich nicht in den

Gesellschaften zeigt, wird bald vergessen. Die Franzosen sagen: à Paris on fait et refait les réputations. Das ist eine Wahrheit, die jeder anerkennt, und jeder muß daher suchen, Eintritt in den Gesellschaften zu erhalten, wenn er nicht als bürgerlich todt angesehen werden will.

Der Ton, der in den Salons herrscht, modificirt sich nach der Stellung oder der Beschäftigung des Empfängers. Es gibt gelehrte, politische, künstlerische, literarische, oder auch, wenn man sie so nennen kann, gemischte Salons. Die altadeligen Salons, in der Vorstadt St. Germain, deren Einfluß selbst Napoleon fürchtete, hatten unter der Restauration einen erneuerten Glanz erhalten, sind aber durch den Sturz Karls X. wieder verschwunden. Diese Familien entfalteten bey ihren Receptionen und Festen einen außerordentlichen Glanz, und die Gewerthätigkeit in Paris ist in der letzten Zeit besonders herabgekommen durch den Rückzug dieser Familien aus dem gesellschaftlichen Leben. Viele tausend Menschen fanden bey dem großen Aufwande des vorigen Hofes und der Familien, die mit demselben in Verbindung standen, Brot und Beschäftigung. In diesen Salons erhielten auch nichtadelige Personen, wenn sie nur durch Bildung oder Talente sich auszeichneten, Eintritt und gute Aufnahme.

In allen gesellschaftlichen Zirkeln in Paris übt das Frauengeschlecht eine große Herrschaft aus, und durch Bildung und feine Sitte weiß es auch diese Allgewalt zu unterhalten. Man kann mit Recht sagen, daß in Frankreich die Frauen herrschen, und die Männer regieren. Was noch Gutes im Lebensverkehr geschieht, geschieht durch die Damen. Sie besuchen nicht bloß die Gemächer der Reichen, sie dringen auch in die Hütten der Armen, um Trost und Hülfe zu bringen; ihre Mildthätigkeit kennt keine Grenzen. In jedem Stadtviertel bestehen Damencomités, aus deren Mitte jeden Monat die Damen gewählt werden, die selbst von Haus zu Haus wandern müssen, um Gaben für die Armen einzusammeln, und es ist bekannt, mit welcher heroischen Geduld sie den nicht immer zuvorkommenden Empfang ertragen, wenn sie in die Wohnungen vermögender, aber roher Leute treten, um von ihnen ein Schärfelein für die Armen zu fordern, und zuweilen sehr schnöde abgewiesen werden. An den Kirchthüren sieht man die vornehmsten Damen Geld für mildthätige Zwecke einsammeln. Hospitäler, milde Stiftungen, Waisenhäuser und dergleichen Einrichtungen würden schon längst zu Grunde gegangen seyn, wenn die Damen nicht, und wahrlich mit heldenmäßiger Aufopferung, sich dieser Establishments thätig angenommen hätten. Auch in den Salons benutzen sie jede Gelegenheit, bey Festen und glänzenden Bällen, um Einsammlungen für die Armen zu machen, und so bewährt sich auch hier der schöne Ruf, den das Frauengeschlecht im Allgemeinen genießt — die bessere Hälfte der Schöpfung zu seyn.

Es ist hier meine Absicht nicht, alle Salons zu schildern, zu welchen ich, während meines neunjährigen Aufenthalts in Paris, Zutritt hatte. Es wird genügen, um ein anschauliches Bild von dem gesellschaftlichen Leben der großen Hauptstadt zu geben, nur einiger dieser Salons zu erwähnen, die zu den besuchtesten und bekanntesten gehören.

Der Salon der reichen Gräfinn Rumford ist einer der glänzendsten in Paris. Die Gräfinn besitzt ein eignes, großes Hotel in der Rue d'Anjou = St. Honoré, wobey ein großer Garten sich befindet, der größte in Paris. Die Ein-

fahrt führt durch eine große Allee zum Hotel. Die Gemächer sind aufs glänzendste, reichste und geschmackvollste möblirt, und erst seit einigen Jahren hat die Gräfinn die Appartements im Erdgeschoß noch mit einer Gallerie vergrößert, die die ganze Länge des Hauses einnimmt, und Sommers und Winters mit den köstlichsten, seltensten Blumen verziert ist. Da die Gräfinn in ihrem Garten ein großes Treibhaus hat, so wird dieser Blumenschmuck auch im Winter unterhalten, so daß man in einem Blumengarten zu wandeln glaubt. Diese feingebildete Dame gibt jeden Montag eine große Mittagstafel, und jeden Freytag empfängt sie in ihrem Salon Abendgesellschaft. Die gewöhnlichen Gäste bey ihrer Mittagstafel waren damals, als ich in Paris war, die Herren Cuvier, Arago, Alexander von Humboldt, der Herzog von Broglie, der Herzog von Dalberg, der Präsident der Pairskammer Pasquier, die Professoren Billemain, Guizot und Cousin, und mehrere dergleichen berühmte und ausgezeichnete Personen. In ihren Abendgesellschaften erscheint Alles, was Paris Ausgezeichnetes und Glänzendes in sich schließt, Minister, Staatsmänner, Pairs, Deputirte, Gelehrte, Künstler nebst einem Flor der schönsten, geistreichsten Damen von Paris. Da die Gräfinn eine große Musikliebhaberin ist, so finden in ihrem Salon zuweilen große musicalische Akademien Statt, wo ich oft am Clavier Rossini die Productionen leiten sah, und wo man die größten Talente der französischen und italienischen Bühne, auch fremde Künstler und Dilettanten singen und spielen hörte. Im Carneval gibt die Gräfinn mehrere glänzende Bälle, wo alles Glanz, Reichthum und Geschmack athmet, und wo die Gräfinn und ihre lebenswürdige Nichte, die jetzige Marquisin von Crousol, die Honneurs machen, mit eben so viel feinem Anstande als freundlicher und zuvorkommender Artigkeit.

In dem Salon des berühmten Malers, Baron Gérard, versammeln sich Gelehrte, Künstler und Dichter, und bey dem Eintritt in den Salon bemerkt man gleich, daß man sich in der Halle eines großen Künstlers befindet. Die Gemächer sind mit den schönsten Gemälden ausgeschmückt, und in der Mitte des Gesellschaftsalons steht ein großer runder Tisch, auf welchem die seltensten Kupferstichwerke, Handzeichnungen inländischer Künstler, alle neu erschienenen Kupferstiche und selbst einzelne gelungene Caricaturen von dem berühmten Charles zur Anschauung der Gäste ausgebreitet liegen. In diesem Salon hatte ich oft das Vergnügen, die Dichter Ancelet, Lebrun, Guiraud, Soumet, Victor Hugo und die Dichterin, Mlle. Delphine Gay, ihre neuesten Arbeiten aus der Handschrift vorlesen zu hören. Die Politik war damals so ziemlich aus diesem Salon ausgeschlossen, wie es nicht anders seyn konnte in einem Salon, den die Musen und Grazien sich zu ihrem Sitz ausgewählt zu haben schienen.

In dem Salon des, leider! für die Wissenschaften zu früh verstorbenen Cuvier konnte man gewiß seyn, die berühmtesten Gelehrten Frankreichs und des Auslandes anzutreffen, die sich gern um den Mann versammelten, der selbst einer der größten Männer seines Faches und seiner Zeit, in diesem Vereine aller europäischen Illustrationen, wie eine Sonne sich emporhob und glänzte. Erfreulich, besonders für Deutsche, war es, hier, wie in allen übrigen Salons, den berühmten Alexander von Humboldt zu sehen, der in Paris deutsche Wissenschaftlichkeit in seiner eigenen Person so würdig und so ruhmvoll repräsentirt. — In seinem häuslichen Zirkel, wie außer diesem, war Cuvier ein

einfacher, schlichter, humaner Mann, geachtet von allen Parteyen, weil er keiner Parthey angehörte, nur den Wissenschaften lebend und auch dem Staatsdienste; denn er vereinigte in sich die so seltenen Vorzüge großer Gelehrsamkeit mit großer Geschäftskennntniß und Geschäftsthätigkeit. Nach dem Tode seiner Tochter, eines jungen gebildeten Fräuleins, sah Cuvier seltener Gesellschaft bey sich. Der Tod des geliebten Kindes beugte ihn zu sehr darnieder, als daß er sich den gewöhnlichen gesellschaftlichen Zerstreuungen hätte überlassen können.

Der Salon des Herrn Casimir Perier war unter der Restauration sehr besucht, meistens aber von Geschäftsleuten und Deputirten von der linken Seite. Staatsmänner sah man dort seltener, da Hr. Casimir Perier, wie bekannt, zur Opposition gehörte. Später, als er anfing sich mehr dem Hofe zu nähern, sah man auch hohe Staatsbeamten in seinem Salon, und es ist allgemein bekannt, daß Carl X. eine große Achtung für seine Talente hatte. Mit diesen geistigen Vorzügen verband Casimir Perier ein ausgezeichnetes persönliches Aeußeres. Seine hohe, athletische, männliche Gestalt, sein schönes regelmäßiges Gesicht voll Ausdruck und Geist, waren Vorzüge, die ihm die Natur verliehen hatte, und die Pariser Damen nannten ihn daher mit Recht *le plus beau garçon de l'opposition*. Sein Auftreten, wo er sich zeigte, imponirte; im Gespräche war er klar und bündig, und begabt mit einer schönen, sonoren und wohlklingenden Stimme. In seinem Salon wurde viel über Handel und Industrie gesprochen, doch das Hauptthema war immer Politik, und man hörte gern Hrn. Casimir Perier seine Meinung über die Tagesbegebenheiten äußern. Als Casimir Perier Minister wurde, besuchte ich nur ein einziges Mal seinen Salon; er war damals umlagert von Personen, die unter seinem Ministerium ihr Glück zu machen suchten, und während man in seinem Salon ihm Weihrauch streute und alles billigte, was er that, wurde er in den Journalen mit einer Wuth angegriffen, die bisher ganz ohne Beispiel gewesen war. Schon vor der Juliusrevolution fing seine Gesundheit an sehr schwankend zu werden, seine überhäuften Geschäfte als Minister und die grausame Verfolgung, die er in seinem Amte zu erdulden hatte, vollendeten den Ruin seiner Gesundheit. Sein Verlust wird auch unter dem bessern Theile seiner Landsleute tief empfunden und betrauert.

Der Salon des Herzogs von Dalberg wird meistens von Fremden, Italienern und Engländern besucht, von Pairs und Deputirten. Seine Gemahlinn ist eine Italienerinn, eine geborne Gräfinn von Brignole, die Ehrendame bey der vorigen Kaiserinn war. Der Herzog besitzt ein schönes, wohl eingerichtetes Hotel in der Rue d'Anjou-St. Honoré, macht aber jetzt keinen großen Aufwand mehr. Nachdem er einen Theil seines Vermögens durch das Verschwinden eines früher sehr angesehenen Banquiers verloren hatte, schränkte er sein Hauswesen bedeutend ein, und die Familie lebt nun bald in Italien, bald auf ihren Gütern am Rhein, selten in Paris.

Der Salon des Herzogs von Broglie ist einer der berühmtesten in Paris. Der Herzog selbst zeichnet sich durch seine Kenntnisse und seine tiefen Studien vortheilhaft unter den Männern seines Landes aus. Seine Gemahlinn, Tochter der berühmten Frau von Staël, ist eine Dame, geschmückt mit allen Frauentugenden und von ausgezeichneter Geistesbildung. In dem Salon des Herzogs von Broglie trifft man die ausgezeichnetesten Männer der Hauptstadt in allen Fächern und allen Staatsämtern, die einflußreichsten, berühm-

testen Pairs, Deputirten, fremde und einheimische Gelehrte, kurz alle Illustrationen der verschiedensten Epochen, die an dem Gang der Weltbegebenheiten Antheil genommen haben. Es ist natürlich, daß nach der Stellung des Herzogs, als Pair von Frankreich, der Stoff der Unterhaltung in seinem Salon meistens politische Gegenstände betrifft. Aber welche Conversation! Mit welcher Ruhe, mit welchem Anstand werden dort die wichtigsten Angelegenheiten des Tages besprochen! Wenn auch die Conversation sehr belebt ist, überschreitet sie doch nie die Grenzen des feinsten Anstandes; man bemerkt da noch jene feine Urbanität, die bey den öffentlichen Verhandlungen, und besonders in der letzten Zeit, allmählig zu verschwinden scheint. Da der Herzog ein feiner und einsichtsvoller Kenner der deutschen Literatur ist, so ist es natürlich, daß fremde deutsche Gelehrte von Auszeichnung es nicht versäumen, seinen Salon zu besuchen. Der Herzog besitzt ein schönes Hotel in der Vorstadt St. Germain, welches er nur verließ in der kurzen Zeit, als er Minister des öffentlichen Unterrichts war. Er bezog damals mit seiner Familie das Hotel des Ministeriums in der Rue de Grenelle, in der Vorstadt St. Germain, wo sein Salon ungemeyn besucht wurde. Später, als er aus dem Ministerium trat, kehrte er wieder zurück nach seinem eigenen Hotel, und alle seine Freunde waren froh, wieder in den freundlichen Salon zu treten, wo die Gegenwart des Herzogs und seiner Gemahlin allein hinlänglich ist, die genuß- und lehrreichsten Gespräche anzuknüpfen.

In allen Pariser Salons wird Abends 11 Uhr Thee, Limonade, Gefrorenes, Torten und anderes Backwerk servirt. Auch hier zeigt sich der feine Geschmack der Pariser in der Art, wie die Gefrischungen aufgetragen werden. Auf den Präsentirtellern glänzt alles von Krystall und Silber. Auch die Zubereitung der Speisen und Getränke ist wahrhaft köstlich. Die Gesellschaften dauern gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein, da man sich erst um 10 Uhr in den Salons versammelt, und viele Gäste finden sich sogar erst um Mitternacht ein, nach Beendigung der Vorstellungen in den Theatern.

W o r t r ä t h s e l.

1.

Wir eisen zu Ross und zu Wagen
 Fortwährend, sey's Tag oder Nacht:
 Wir fördern, besorgen und tragen,
 Was Handel und Wandel gebracht.
 Wir haben zum Zeichen ein Instrument,
 Das jeder Gastwirth und Reisende kennt.

2.

Wir stehen, mag's donnern und blitzen,
 Bey Tag und bey nächtlichem Schein;
 Wir ehren, wir wehren und schützen,
 Doch steh'n wir gewöhnlich allein.
 Erheben wir aber ein Warnungsgeschrey,
 So locken wir schnell uns're Brüder herbey.

3.

Man hebt uns aus finstern Klüften,
Das Feuer gibt uns die Gestalt;
Nur Blutbad und Unheil wir stiften,
Doch niemals aus eig'ner Gewalt.

Wir gleichen in Form mancher Beer' oder Frucht,
Doch hat uns kein lebender Schmecker versucht.

4.

Hat einer jedoch uns in Menge auf Zins,
So lebt er, auch amlos, froh seines Gewinns.

E. Hanisch.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Director Carl, der uns schon im vorigen Jahre mit einer überaus glänzenden Decorirung des äußern Schauplatzes überraschte, hat auch heuer die Freunde des Faschings durch ein ähnliches Arrangement zu verbinden gesucht. Die Buntheit der Zusammenstellung entspricht der Idee des Carnevals. So haben die Parapeten jeder Gallerie eine andere Grundfarbe und andere Figuren, unter welchen besonders jene der zweiten Gallerie sich mit gelungenen Faschingsymbolen auszeichnen. Eben so zeitgemäß erscheinen die an den Pfeilern angebrachten komischen Masken und Larven. Portale und Platfond stehen zu dem Ganzen im Einklange. Die Logen sind mit Spiegeln versehen, und einfach und sauber decorirt. Den lebendigsten Eindruck jedoch dürfte die bunte und reiche Beleuchtung hervorbringen. Neben den Lustres erscheinen am Platfond noch buntfarbige Ballons und die erste Gallerie ist mit chinesischen Lampen geschmückt, die sich vor Spiegeln drehen. Zu dieser Ausschmückung des äußern Schauplatzes gehören noch die zwey neuen Courtinen, deren letztere (Carnevalsaufzug auf dem Marcusplatze von Schilcher) allgemein ansprach.

Hr. Carl gab hiezu anfänglich die bekannte Posse: „Tanzmeister Paurel,“ in welcher er selbst die Hauptrolle mit vieler Lebhaftigkeit gibt. Das Stück war mit vielem Fleiße einstudiert und das Ensemble griff gut zusammen.

Bald darauf aber erschien eine Novität: „Der Sommerfasching auf dem Lande, oder: Die bekehrten Berkehrten,“ welche am 3. d. M. zuerst in die Scene ging. Ein junger Mann, Namens Hanns Fahlen, ist durch das Testament seines Vaters angewiesen, die Tochter des geradsinnigen Försters Jagemann zu heirathen. Der junge Mann tritt sehr derb auf, und die Familie faßt den Entschluß, ihn durch eine allgemeine Verkleidung aus dem Hause zu entfernen und ihm die Bewerbung zu verleiden. Dessenungeachtet gelangt er zum Ziele, und die Verkleideten selbst werden getäuscht, anstatt zu täuschen. Die oft da gewesene und dem beliebten „Hausgesinde“ entlehnte Idee einer vermeinten Vergiftung und ähnliche, geniale Erfindungen sind die komische Seele dieses Machwerks, welches nur deswegen von so vielen Lichtern bescheint wird, um in seiner ganzen Nacktheit zu erscheinen. Unter den Darstellenden treten nur Hr. Lucas, Hr. Scholz, und Dlle. Condo russi, als französische Gouvernante, hervor.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 31. Jänner zum ersten Male: „Anna Boley.“ Große, heroische Oper in 2 Aufzügen aus dem Italienischen frey übersetzt von Kuppelwieser. Musik von Donizetti.

Die rührende Geschichte der Anna Boley (n) ist so bekannt und so oft bearbeitet, daß es überflüssig wäre, sie hier noch einmal zu erzählen. Das englische, französische, deutsche, italienische und spanische Theater haben sich daran versucht. Die vorliegende Arbeit würde sich aus dem Wust der italienischen Opernbücher auf eine rühmliche Weise erheben, wenn nicht Dichter und Componist sich in unziemlichen, zum Theile recht be-

schwerlichen Längen, besonders in sogenannt großartigen Recitativen gefallen hätten. Wir kommen hinsichtlich des Componisten überhaupt auf unser bey einer frühern Gelegenheit („der Verwiesene aus Rom“) abgegebenes Urtheil zurück. Donizetti hat sich nach großen Mustern gebildet, die vielleicht sein Gefühl — nimmer aber sein Genie erreicht. Eine gewisse selbstgefällige Breite, ein Verweilen bey dem Unwichtigen, ein verfehltes Streben nach classischer Großartigkeit, ein Überbieten der Kunstmittel und bey nahe unersehwingliche Forderungen an die Darstellenden schaden auch dieser in Einzelheiten ergreifenden und interessanten Composition.

Ulle. Sabine Heinefetter sang die Titelrolle. Die ausgezeichnete Künstlerinn hat es oft genug erwiesen, in welchem hohem Grade sie fähig sey, die schwierigsten Aufgaben der Kunst zu lösen. Die Anna Bolena aber ist eine Aufgabe, welche selten eine Künstlerinn in ihrem ganzen Umfange mit gleicher Kraft lösen wird. Es war nicht zu verwundern, daß auch die Ausdauer dieser Künstlerinn hier etwas hart auf die Probe gestellt schien. Dessenungeachtet war die Leistung der Ulle. Heinefetter an großartigen und ergreifenden Momenten reich, unter denen besonders das Duett mit der Seymour, das Terzett mit Heinrich und Percy, ganz vorzüglich aber die Wahnsinnsscene im Finale hervorragten. Die geschätzte Sängerinn ward sowohl stürmisch empfangen, als im Laufe der Vorstellung wiederholt gerufen. Auch Ulle. Segatta (als Seymour) leistete Treffliches und es muß besonders des Duettes mit Ulle. Heinefetter ehrenvolle Erwähnung geschehen. Eine in jeder Beziehung interessante Erscheinung war Ulle. Rratky als Page Arthur. Die H. Demmer und Pöck, deren ersterer besonders durch feurigen Vortrag zu ergreifen versteht und deren letzterer durch seine schöne Methode eben so sehr wie durch sein herrliches Organ die Gunst des Publicums gewonnen, leisteten in den Rollen Percy's und Heinrich's Alles, was ihre Stellung forderte. Auch die Nebenrollen waren durch Hrn. Kott und Emminger zweckmäßig besetzt. Orchester und Chor waren sehr eifrig bemüht, ihre Pflichten zu erfüllen. Die äußere Ausstattung ließ nichts zu wünschen übrig. Am Schlusse des ersten Actes wurden sämtliche Mitwirkende, am Schlusse der Oper Ulle. Sabine Heinefetter gerufen. Schon bey der zweyten Aufführung wurde die Oper mit zweckmäßigen Abkürzungen gegeben.

R. K. privil. Theater in der Leopoldstadt.

Während Kaimund auf der Josephstädter Bühne als Schauspieler und Dichter die reichste Anerkennung erntet, erfreuen seine Stücke auf einer zweyten Bühne Wiens selbst dann noch, wenn sein großartiges Darstellertalent durch kein zweytes ersetzt werden kann. Indessen muß man so billig seyn, anderseits wieder anzuerkennen, daß eben die Leopoldstädter Bühne sich noch immer eines achtbaren Ensembles für solche Schauspiele erfreut, und daß Hr. Lang in Kaimund's Rollen, wenn auch nicht daselbe, was Kaimund selbst, doch immer Verdienstliches leistet. Dieß war insbesondere im Kappelkopf der Fall, wo auch Hr. Schaffer den Alpenkönig recht lobenswerth gab. Mad. Scutta gab die Rolle der Mutter mit Auszeichnung. Minder wollten Ulle. Hilmer und Hr. Brabée uns zusagen, da erstere zu viel declamirt, letzterer aber die Natürlichkeit der Darstellung von einer gar ordinären Seite auffaßt, und weder seinem Organ einige Annehmlichkeit zu erringen, noch seine Geberde zu verfeinern strebt. Hr. Tomasek, Ulle. Jäger und Mad. Kohrbek gehörten wieder zu den angenehmsten Erscheinungen des Abends.

Dieser Reprise des „Alpenkönigs“ folgte eine neue Pantomime: „Pierot's Abenteuer, oder: Der schützende Amor“ in einem Acte vom Pantomimenmeister Fenzl. Zwar ist diese Piece nur eine Zusammenstellung schon oft dagewesener Scenen, es ist aber wenigstens die Auswahl recht glücklich getroffen. Die Tänze, welche mit Ausnahme eines Cotillons durchgängig in ungarischer Nationaltracht ausgeführt werden, ließen etwas mehr Abwechslung wünschen. Dafür entschädigen aber einige ächt komische Scenen und das treffliche Spiel des Hrn. Schadekky. Das Costüm war schön.

Nach dem Ensemble auf der Masquerade wurde Hr. Fenzl gerufen, dessen Pas de trois mit den Ulles. Planer und Rothmüller besondere Erwähnung verdient. Am Schlusse der Vorstellung rief das Publicum sämtliche Hauptcharaktere der Pantomime.

Wir wollen bey dieser Gelegenheit auch eines Vorspiels in einem Acte von Em. Straube: „Die Tabaksdose“ erwähnen.

Zwey Eheleute haben sich das Versprechen gegeben, die Tabaksdose ferne zu halten. Indessen hat jedes sein Versprechen insgeheim gebrochen. Das Bemühen, das corpus

delicti zu verbergen, führt zur Eifersucht und seine endliche Entdeckung zur Versöhnung. Das Stück ist nett geschrieben und für eine dramatische Bagatelle artig genug. Auch erhielt es einstimmigen Beyfall. Mad. Scutta und Hr. Schaffer, welche die beyden Eheleute darstellten, ernteten wiederholte Zeichen von Zufriedenheit.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Acacia linearis. (Wendland.) Aus Neuhoiland. Leguminosae, Mimoseae. Polygamia, Monoecia.
 Aloë glauca. (Haworth.) Vom Vorgeb. d. g. Hoffnung. Hemerocallideae. Hexandria, Monogynia.
 Arbutus Unedo. (Linné.) Aus Südeuropa. Ericaceae. Decandria, Monogynia.
 Brucea ferruginea. (Héritier.) Aus Abyssinien. Connaraceae. Dioecia, Tetrandria.
 Erica margaritacea. (L.) Vom Vorgeb. d. g. Hoff. Ericaceae. Octandria, Monogynia.
 — melanthera. (Linné.) — — — — —
 — trivialis. (Hortorum.) — — — — —
 Grevillea acuminata. (R. Brown.) Aus Neuhoiland. Proteaceae. Tetrandria, Monogynia.
 Periptera punicea. (De Candolle.) Aus Neuspanien. Malvaceae. Monadelphia, Polyandria.
 Rhipidodendron plicatile. (Willdenow.) Vom Vorgeb. d. g. Hoffnung. Hemerocallideae. Hexandria, Monogynia.
 Rhipsalis salicornoides. (Haworth.) Aus Brasilien. Cacteeae. Icosandria, Monogynia.
 Sida obliqua. (Hortorum.) Aus Mexico. Malvaceae. Monadelphia, Polyandria.
 Soulangia buxifolia. (Brogniart.) Vom Vorgeb. d. g. Hoffnung. Rhamneae. Pentandria, Monogynia.

Große musicalische Akademie.

Zum Vortheile des Pensionsinstituts für Witwen und Waisen der Tonkünstler.

Die Gesellschaft der Tonkünstler gibt sich die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum zur musicalischen Akademie im Hoftheater nächst der k. k. Burg am 28. Februar geziemend einzuladen; an welchem Tage das von Hrn. Joseph Haslauer gedichtete und von Hrn. Janaz Asmayer, k. k. Hoforganisten und Stift Schotten'schen Capellmeister, in Musik gesetzte Oratorium:

„Das Gelübde,“

aufgeführt wird. Das Nähere wird der große Anschlagzettel melden.

(Mit Nr. 8 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 21. Februar 1833.

23

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., kann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Lebensscenen aus Paris.

Von N. Fürst.

V. Das Rosenmädchen von Surène.

Surène ist ein kleines Städtchen, in der Nähe von Paris, dessen Lage an den Ufern der Seine sehr reizend ist. In diesem Städtchen wird jährlich ein junges Mädchen aus der Gemeinde, das sich durch kindliche Tugenden und sittsamen Wandel am meisten ausgezeichnet hat, als Rosenmädchen gekrönt. Dieses Fest ist von dem wohlthätigsten Einfluß auf die weibliche Jugend, denn die Ehre, als Rosenmädchen gekrönt zu werden, spornt zu einem heilsamen Wettstreit an in der Ausübung häuslicher und kindlicher Tugenden, und es wäre zu wünschen, daß mehrere Städte in Frankreich dieses Beispiel nachahmen möchten.

Der Ursprung dieses Rosenfestes verliert sich in das graueste Alterthum. Unter der Regierung des ersten christlichen Königs, Clovis, faßte der heilige Medardus, Bischof von Noyon, die erste Idee zu einem solchen Feste. Er vermachte zu diesem Zwecke einen Theil seines Vermögens, um von den Zinsen jährlich das tugendhafteste Mädchen von Salency, seiner Vaterstadt, bey der Rosenkrönung auszustatten. Durch mehrere Jahrhunderte bestand diese Stiftung, die das Städtchen Salency vormals so berühmt machte, und als Heinrich IV. einst durch diesen Ort reiste, setzte er selbst die Rosenkrone auf das Haupt des jungen Mädchens.

Die Krönung eines Rosenmädchens in Surène hat keinen so hohen Ursprung. Der Abt Delhiste, der sich in den letzten Tagen seines Lebens dorthin zurückzog, stiftete daselbst kurz vor seinem Tode, im Jahre 1778, diesen Tugendpreis, wozu er eine jährliche Rente von 300 Fres. vermachte. Dieses Tugendfest bestand bis zum Jahre 1793, wo es verschwand unter der Schreckenszeit und den Stürmen der Revolution, wie alle übrigen wohlthätigen Einrichtungen, und erst im Jahre 1804 wurde das Fest wieder erneuert, durch einen Zufall, wovon man die Erzählung nicht ohne Interesse lesen wird.

Zwey junge Eheleute, Hr. und Mad. Desbassayns, bewohnten ein Landhaus in der Nähe von Surène. Durch ihre Tugenden und ihren wohlthätigen Sinn erwarben sie sich die Liebe aller Einwohner. Sie hatten nur eine einzige Tochter, Camilla, die ihnen der Tod in der zartesten Blüthe ihrer Jahre raubte. Untröstlich über diesen Verlust, verließen sie den Ort, der sie jeden Tag so schmerzlich an ihren Verlust erinnerte; aber sie entschlossen sich, bevor sie von der Gemeinde schieden, ein kleines Andenken ihrer Freundschaft zu hinterlassen, und das Fest des Rosenmädchens wurde wieder hergestellt. Sie wünschten, daß diese Wiederherstellung sich mit der Erinnerung ihres Schmerzes verbinden sollte. Da die geliebte Tochter Camilla auf dem Kirchhofe Mont-Vaérien begraben wurde, unweit des Städtchens Surène, so verordneten sie, daß am 21. August, dem Sterbetag ihres Kindes, nach der Frühmesse, die Geistlichkeit, die angesehensten Einwohner, die Rosenmädchen und ihre Gespielinnen in Procession nach dem Grabe des Kindes wallfahrten sollten, um dort die Rosen zur Krönung des Rosenmädchens zu pflücken, und ein schwarzes Band sollte um die Rosenkrone gewunden werden, gleichsam als Zeichen, daß die liebe Camilla den Blumenschmuck selbst hergegeben hatte. Auch mußte das Rosenmädchen versprechen, wenn sie sich verheirathete, dem ersten Kinde weiblichen Geschlechts den Namen: Camilla beizulegen. Auf diese Bedingungen versprachen die Eheleute die Schenkung von 300 Frés. für das Rosenmädchen wieder herzustellen. Die Gemeinde, die den Schmerz der Eltern theilte, nahm freudig diese Bedingungen an, und so wurde ein Fest wieder erneuert, das jährlich in dem Städtchen Surène, unter dem Zusammenfluß von vielen tausend Menschen, so schön und so würdig gefeyert wird.

Das Rosenmädchen darf, nach den Statuten, nicht jünger als 18, und nicht älter als 28 Jahre alt seyn. Die übrigen Ansprüche zur Ehre der Krönung sind ein tadelloser Wandel, ehrerbietiges Betragen gegen die Eltern, jüngern Geschwistern den ersten Unterricht ertheilt, kurz alle übrigen Pflichten einer guten Tochter und Schwester gewissenhaft erfüllt zu haben.

Drey Mädchen werden zur Wahl vorgeschlagen, von welchen die Frau Desbassayns eines zur Rosenbraut wählt; sie hat aber nie von diesem Vorrechte Gebrauch gemacht, und so wird nun, in dem Augenblick der Krönung, durch das Loos entschieden, wer von den drey Mädchen gekrönt werden soll. Acht Tage vor der Krönung macht der Prediger, nach der Predigt, die Namen derjenigen drey Mädchen bekannt, die gewählt worden sind, und fordert die Gemeinde auf, wenn sie gegen diese Wahl etwas zu erinnern hätte, sich deswegen an das Wahlcollegium zu wenden. Auch werden die Namen der Mädchen an die Kirchthüren angeschlagen.

Schon viele Jahre hatte ich in Paris zugebracht, ohne diese Feyerlichkeit zu sehen. Ich mußte mich doch endlich entschließen, derselben einmal beyzuwohnen, und so begab ich mich an dem dazu bestimmten Tage früh Morgens zu Fuße nach Surène, da ich den ganzen Tag dem ländlichen Genuße und dem Feste widmen wollte.

Ich kam nach Surène in dem Augenblick, als die Procession von dem Mont-Vaérien, dem Grabe Camillens, herabkam. Der Zug gewährte einen schönen Anblick. Die Rosenkrone wurde in der Kirche niedergelegt, und nach dieser Ceremonie wurden die Kirchthüren geschlossen, da die Feyerlichkeit erst Nachmittags um 3 Uhr anfangen sollte.

Es blieb mir also Zeit genug übrig, mich in Surène und der Umgegend ein wenig umzusehen, wo alles noch in ländlicher Stille keinen Festtag zu verkündigen schien. Gegen 1 Uhr fing es an lebhafter in dem Städtchen zu werden, und besonders auf der Seine, wo die Bewohner des jenseitigen Ufers, in kleinen, mit Bändern und Flaggen verzierten Booten herüberkamen, und ganz besonders lieblich war der Anblick eines großen Bootes, in welchem lauter junge Mädchen aus einer Erziehungsanstalt, in gleicher, einfacher Kleidung, geschmückt mit Blumenkränzen in den jugendlichen Locken, auch zum Feste herbeyleiten.

Um 2 Uhr bemerkte man in dem Städtchen die Ankunft der Leute aus Paris. Da war ein Rennen, Laufen und Toben, wie man es gewöhnlich täglich in Paris sieht. Alle Gasthäuser waren mit Gästen überladen; Miethwagen, Equipagen und Fußgeher drängten sich in buntem Gewühl durch einander, und die Gensdarmen hatten Mühe genug, um Ordnung unter der herbeyströmenden Menge zu erhalten, was bey den leichtbeweglichen, reizbaren Parisern keine kleine Sache ist.

Mit dem Schlage 3 Uhr wurden die Kirchthüren geöffnet, und nun entstand ein Gedränge auf Leben und Tod, um die besten Plätze in der Kirche zu erhalten, und eine halbe Stunde nachher war die ganze Kirche bis zum Erstickens schon mit Menschen angefüllt.

Die Kirche war zu dem Feste sehr schön und geschmackvoll mit Blumen und bunten Teppichen ausgeschmückt. Der Kanzel gegenüber war ein Thron errichtet, auf welchem die gewählte Präsidentinn des Festes, die Marquissin von Clermont-Tonnere, Gemahlinn des damaligen Kriegsministers, den Platz einnahm. Vor dem Throne, auf einem mit Blumen verzierten Tische, stand die Urne, in welcher die Namen der drey Mädchen niedergelegt waren, die zu Rosenmädchen gewählt worden waren; auf einem andern Tische lag die Rosenkrone. Rechts, neben dem Throne, auf einer mit Bänken besetzten amphitheatralischen Erhöhung saß die ganze weibliche Jugend des Städtchens, festlich, aber einfach, zur Feyerlichkeit geschmückt. Am Fuße dieser Erhöhung saßen, auf besondern Sitzen, die zu Rosenmädchen erwählten drey Jungfrauen. Auf den Stufen des Thrones rund herum standen kleine, liebliche Kinder von 3 — 5 Jahren, in schneeweißen Flügelkleidern, mit weißen Rosenkränzen um die kindliche Stirne; wahre Engelsgestalten, die auch die Blicke aller Anwesenden mit Wohlgefallen auf sich zogen.

Der Bischof von Tulle verrichtete das Amt bey der Vesper, und nach ertheiltem Segen bestieg der alte Pfarrer des Städtchens, Hr. Huet, die Kanzel, und hielt eine der Feyerlichkeit des Tages angemessene Rede. Nachher wurde die Rosenkrone von dem Bischof eingesegnet, und auf den Tisch vor dem Sitz der Präsidentinn niedergelegt.

Nun entstand eine erwartungsvolle Pause, die Urne sollte eröffnet werden. Alle Blicke waren auf die drey Mädchen gerichtet, von welchen das Loos eines zur Rosenbraut bestimmen sollte. Die Präsidentinn griff in die Urne, und verkündete mit lauter Stimme, daß Adelaïde Clementine Heloise Chevalier zur Rosenbraut für dieses Jahr gewählt ist.

Das junge Mädchen erhob sich von ihrem Sitze, umarmte mit Thränen ihre Gespielinnen, und schritt sitzsam und ernst vor den Stuhl der Präsidentinn, kniete nieder, und die Dame setzte ihr die Rosenkrone auf das Haupt, umarmte

sie mit mütterlicher Härlichkeit, und empfahl dem jungen Mädchen fortzufahren auf dem Pfad der Tugend und der Erfüllung kindlicher Pflichten, und nie den Tag zu vergessen, an welchem sie, im Angesicht der ganzen Gemeinde, feyerlich den Lohn der Tugend erhalten hatte. Alle Kinder waren gerührt und zerfloßen in Thränen. Das gekrönte Rosenmädchen kehrte in ihre Mitte zurück, und erhielt unter schwesterlichen Umarmungen Glückwünsche von allen Seiten.

Die Cerimonie in der Kirche war zu Ende. Das Rosenmädchen wurde unter zahlreicher Begleitung nach Hause geführt. Der Maire von Surène, in seiner Amtskleidung, führte sie an der Hand durch die Straßen, dann folgte die Geistlichkeit, die Kinder, und alle fremden Gäste, die zu dem Feste herbegeeilt waren. Vor dem Hause der Rosenbraut wurde ein Maybaum aufgestanzt, der stehen bleibt, bis zum nächsten Jahre, wo ein anderes Rosenmädchen gekrönt wird. Abends ertönte eine schöne Musik vor dem Hause des Rosenmädchens, mit welcher die Feyerlichkeit schloß, die auf alle Anwesenden einen eben so rührenden als herzerhebenden Eindruck gemacht hatte.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Freitag, den 8. Februar, zum ersten Male: „Der erste Schritt.“ Lustspiel in vier Aufzügen, von Johanna Weiffenthurn.

In einer Stadt wohnen zwey Männer, der Landrath von Solling und der Commerzienrath Donner, die sich von Jugend auf als Nebenbuhler und Widersacher betrachtet haben und einander noch in späterem Alter mit unverföhnlichem Hasse anfeinden. Beyde sind Witwer, jeder Vater eines einzigen Kindes, dieser eines Sohnes, jener einer Tochter. Wie die Väter sich hassen, so lieben sich die Kinder, aber ohne Hoffnung, da bisher jeder Versuch zur Versöhnung, ja zur Annäherung gescheitert ist. Da kommt die Schwester des Landraths, die verwitwete Baroninn von Birkenau, unvermuthet zur Stadt. Die Matrone war in früherer Zeit von Donner geliebt aber verlassen worden, ein Umstand, der wenigstens für ihren Bruder als rechtfertigender Grund zu seinem Hasse gilt. An sie als Vermittlerin wendet sich der junge Donner. Die Baroninn, die kein Gedächtniß für den Treubruch des Vaters hat, verspricht dem Sohne ihre Hilfe; Solling selbst, der den jungen Menschen bey seiner Schwester trifft, findet Wohlgefallen an ihm und beschließt, ihn, dessen wahrer Name ihm verschwiegen bleibt, zu seinem Schwiegersohn zu machen. Die Baroninn wirbt unterdeß bey Donner um seines Sohnes Hand für ihre Nichte. Es gelingt ihr, sein Herz zu erweichen, seine Einwilligung zu erlangen und zugleich eine Versöhnung mit ihrem Bruder einzuleiten, besonders da sie ihn glauben macht, Solling habe selbst seinerseits den ersten Schritt gethan. So kommen die beyden Feinde in Solling's Hause zusammen. Die Einwilligung zur Heirath der jungen Leute ist von den Vätern, obwohl zum Theil durch List entlockt, aber doch einmal gegeben; so wird es denn ein Leichtes, auch die Versöhnung herbeizuführen, ihre Hände begegnen sich zufällig in dem Augenblicke, wo sie ihre Kinder segnen wollen, und in dem Händedruck wird der alte Haß begraben.

In einer köstlichen Erzählung von Schiller kommt einmal die Bemerkung vor, daß Einer an der Leiche seines erschlagenen Feindes sich die größte Mühe von der Welt gegeben habe, sich an all' das Böse zu erinnern, das der Todte ihm im Leben zugefügt; daß aber, sonderbar! sein Gedächtniß wie ausgestorben gewesen, so daß er immer und immer wieder nur die That des letzten Augenblicks habe sehen und denken können. — Wir wollen bey Gelegenheit des heutigen Stückes ein ähnliches Experiment machen, nur in umgekehrter Ordnung und Anwendung; wir wollen uns alle nur erdenkliche Mühe geben, wir wollen uns recht eigentlich dazu zwingen, uns an all' das Gute zu erinnern, mit welchem die Verfasserinn uns durch eine Reihe von Jahren erfreut hat; vielleicht sind wir dann glücklicher als der Schiller'sche Held, und es gelingt uns, in der dankbaren Erinnerung des einst Selungenen die Niederlage der Gegenwart zu vergessen und sogar vergessen zu machen. Einem so verföhnlichen, so aufrichtig gemeinten Vorhaben wird von Seiten unserer Leser gewiß kein Hinderniß entgegentreten; auch

ihnen ist ja die Aufgabe, um die es sich heute handelt, leicht genug gemacht worden, wenn nur ihr Gedächtniß noch Raum hat für die vielen heitern Stunden, welche ihnen die Verfasserin durch ihre frühern Arbeiten bereitet hat. Ein paar Bemerkungen jedoch können wir aus Achtung vor der Sache (der denn doch immer der Vorrang vor jeder persönlichen Berücksichtigung gebührt) nicht unterdrücken. Daß der Stoff weder neu, noch an Begebenheiten, an Handlung reich genug ist, um für einen ganzen Abend auszulangen, wäre zu verschmerzen; auch andere Stücke leiden an demselben Gebrechen, ein geistvoller Dialog, eine treffende Charakterzeichnung können in mancher Hinsicht dafür entschädigen; ein wirkliches Dichtertalent versteht sich darauf, dergleichen Lücken auszufüllen oder doch minder fühlbar zu machen. Hier aber hat die Sentimentalität allein ausbelfen müssen und ein damit in unglückseliger Verwandtschaft stehender Sentimenton, welche zusammen das überall stockende Rad in Bewegung zu setzen und die leeren Blätter der Handlung auszufüllen haben. Da nun diese immerwährenden Sentenzen von lauter bejahrten Personen herrühren, und größtentheils von einer beynah 70-jährigen Matrone, die natürlich mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart lebt, so entsteht daraus ein doppelter, für das Stück höchst verderblicher Nachtheil. Phrasen solcher Art sind an und für sich schon langweilig; den Kathederton sucht man nicht auf der Bühne, am wenigsten im Lustspiel; geht aber dieser Ton, wie das im Munde betagter Sprecher ganz natürlich ist, in eine ewig wiederkehrende, ewig hofmeisende, Vergleichung der sogenannten guten alten Zeit mit der bösen jetzigen über, dann freylich kommt der Zuschauer mit seiner Geduld, ja mit seinem besten Willen ins Gedränge. Das Losziehen über die schlechten Zeiten ist überhaupt schwerlich etwas anders, als ein Bekenntniß unserer eigenen Gebrechlichkeit, und eben darum die alte, ewige Leher aller Zeiten. Was wir die gute alte Zeit nennen, das nannten unsere Voretern die böse ihrige, wenn sie diese mit der noch ältern verglichen, und so hinauf bis zum Anfang aller Tage. Der ganze Unterschied besteht darin, daß wir die vergangene Zeit mit zwanzigjährigen Augen anfaßen, die gegenwärtige mit fünfzig- oder, wie es kommt, mit sechzigjährigen ansehen. Suche nur ein Jeder seine Zeit richtig zu verstehen, und mit ihr in seinem Wollen wie in seinem Thun Schritt zu halten, dann wird die heutige Zeit immer die gute seyn. Etwas haben wir jetzt Lebenden vor unsern Alvordern auf jeden Fall voraus, und das ist, wenigstens in ästhetischer Hinsicht, das Vermögen, um ein geringes schneller das für langweilig, für geschmacklos zu erkennen, was ihnen vielleicht sehr erbaulich vorgekommen ist. Den Ausdruck „geschmacklos“ möchten wir, um auf das vorliegende Lustspiel zurückzukommen, wohl nur auf eine Scene in demselben angewendet wissen, nemlich die mit der Pugmacherinn, wo es sich um die Coesfürde der alten Baroninn handelt, ein Gegenstand, der mit der Handlung des Stückes doch in gar keiner Verbindung steht, und jedem von uns noch weniger als gleichgültig seyn muß. Geschmacklos wird die Scene dadurch, daß, nachdem sie endlich glücklich vorüber ist, die Pugmacherinn eigens zurückkehrt, um eine durchaus unschickliche Bemerkung, ebenfalls im Tone der „guten alten Zeit,“ anzubringen. — Da es sich schon aus der obigen Inhaltsanzeige ergeben wird, daß von einer Handlung im dramatischen Sinne des Wortes bey diesem Lustspiele keine Rede ist, so müssen wir uns, um über das Ganze zum Abschluß zu kommen, lediglich an die Ausführung der Einzelheiten halten. Auch von dieser Rechnung haben wir alles das, was wir über den vorherrschenden Ton bemerkten, abzugeben; es bleibt uns daher eine Reihe von Scenen, die meistens mit dramatischer Sachkenntniß gebracht, folgerecht an einander gereiht und, was die Sprache betrifft, häufig nicht ohne Wirkung sind. Die Hauptrolle, die der Baroninn von Birkenau, die nun freylich so vorzugsweise betheilt worden ist, daß alle übrigen dadurch in den Schatten gestellt sind, ward von der Verfasserinn mit aller der Wärme und Vorliebe dargestellt, mit welcher eine Mutter ihr letztes Kind in die Welt einführt. Unser Publicum ist aufmerksam und hat ein treues Gedächtniß. Die Schauspielerinn hat sich also mit der Schriftstellerinn über den einer jeden zukommenden Antheil zu vergleichen. Die beyden feindlichen Nachbarn wurden von den H. Unschüß und Wilhelmi gegeben. Die nüchterne Bürgerlichkeit, die in dem Charakter des Landraths liegt, sagt der Individualität des erstgenannten, sonst so trefflichen Darstellers nicht zu. Seine Sphäre ist eine größere, höhere; in der niedern ist er nicht heimisch genug, um Er selbst seyn zu können. Der Charakter des Commerzienraths ist bestimmter, derber gehalten; Hr. Wilhelmi weiß aus solchen Bestandtheilen, wenn sie auch nur spärlich vorhanden sind, immer etwas zu machen. Das junge Liebespaar ward, wie jetzt beynah stets, und zur Freude des Publicums, von Hrn. und Mad. Fichten er dargestellt. Leider sind beyde Charaktere sehr im Hintergrunde und in höchst all-

gemeinen, wenig markirten Zügen gehalten. Wir haben also nur der gewissenhaften Sorgfalt zu gedenken, mit der beyde Künstler, wie immer, ihre nicht sehr dankbaren Parthien behandelten. Die Nebenrollen der Puzmacherinn, des Amtsbothen und der resp. Bedienten wurden von Mad. Koberwein, den H. Moreau, Wagner und Mittel gegeben.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Darstellungen des Hrn. Alexandre, Künstlers in mimischen Darstellungen, früher Mitglied des Gymnase dramatique zu Paris, in französischer Sprache.

Obwohl der weltberühmte Tausendkünstler, über den wir heute zu berichten haben, unsere Hauptstadt nicht zum ersten Male betritt, und es Manche geben mag, die sich seiner noch aus der Anfangsperiode seiner Laufbahn erinnern, so ist er doch für die größere Mehrzahl des Publicums eine durchaus neue Erscheinung und zugleich, wir dürfen das wohl ohne Übertreibung hinzusetzen, dem Grade seiner gegenwärtigen Vollendung nach eben so einzig, als es die Kunst oder das Genre selbst ist, dem er sein Talent gewidmet hat. Für das letztere möchte es wohl schwer seyn, einen passenden, ganz erschöpfenden Namen aufzufinden, daher denn auch die inländischen wie die ausländischen Berichterstatter über Hrn. Alexandre sich immer nur mit allgemeinen und umschreibenden Bezeichnungen beholfen haben. Er selbst hat sich dieses Genre erfunden, und dasselbe zu einer Höhe ausgebildet, die ihn wenigstens vor der Hand vor jedem Mitbewerber sicher stellt. Die *Bauchredneren* im strengern Sinne des Wortes, genügte seinem bessern Kunstsinne nicht; sie unterhält, sie überrascht, allein sie befriedigt den wahren Geschmack nicht auf die Länge; die *Mimik*, obwohl unbegrenzt in ihrer Anwendung, ermüdet, da ihre feinem Nuancen und Übergänge einem größern Publicum unerkennbar bleiben; die *Schauspielkunst* läßt eine Vereinigung beyder zu und leiht beyden gleichsam die Leinwand her zu dem farbenreichen Bilde, das unsere Sinne so wunderbar beschäftigt und ergötzt. So sind aus der dreyfachen Mischung von Bestandtheilen jene Kunstleistungen hervorgegangen, welche durch eine Reihe von Jahren einen großen Theil des gebildeten Europa mit Bewunderung erfüllt haben, und die ihrem eben so reichbegabten als bescheidenen Urheber einen bleibenden Namen verbürgen. — Die Details dieser Leistungen eignen sich nicht zu einer journalistischen Mittheilung; das Überraschende, das kaum Begreifliche, bey dem die Sinne des Augens und Ohrenzugen eine so entscheidende Rolle zu spielen haben, läßt sich überhaupt nicht wohl beschreiben; ein Versuch, es zu thun, käme wie die Paraphrase eines Sinngedichts in Prosa heraus; für den Ernst des Verstehens wäre nichts gewonnen, aber der Spas wäre verdorben. Dem Berichterstatter über Dinge solcher Art bleibt nichts übrig, als alle diejenigen, welche unser Operntheater bey den bisherigen Darstellungen des Hrn. Alexandre nicht hat aufnehmen können, zu ermahnen, die noch folgenden so bald als möglich zu besuchen, wenn es ihnen darum zu thun ist, sich einen Genuß ganz eigner Art zu bereiten. — Das Stück, mit dem Hr. Alexandre bisher aufgetreten ist und in welchem er allein sechs verschiedene Personen, beyderley Geschlechts, von einer bis zu dem Extremen getriebenen Verschiedenheit der Individualität darstellt, ist keine von ihm selbst verfaßte Übersetzung eines englischen Originals, das bey seinem ersten Auftreten in England unter dem Titel: „The Rogueries of Nicolas“ eigens für ihn verfertigt, von ihm durch eine Reihe von Jahren dargestellt wurde und den ersten Grund zu seinem nachherigen Ruhme legte. Es bestand ursprünglich aus 3 Acten, allein die Übertragung ins Französische machte eine Kürzung an manchen Stellen nothwendig, zumal da viele im Mutterlande wohl wirksame Localbeziehungen die Verpflanzung auf fremden Boden nicht vertragen hätten. Die vortreffliche Scene mit der Dlle. Edésteine, wo er am Tische sitzend, durch eine kaum bemerkbare Veränderung seiner Kopfbedeckung, 6 bis 7 verschiedene Physiognomien nachbildet, ist ein späterer, von dem berühmten Matthews entlehnter Zusatz. Alexandre's Sprachtalent hatte sich des Englischen in ungemein kurzer Zeit zum Erstaunen bemächtigt, John Bull war entzückt über den gewandten Franzosen, der ihnen unermüdet die köstlichsten Späße, so ganz nach ihrem Geschmack zubereitet, vorkochte, und bald hatten die Journale von England, Schottland und Irland von seinem Lobe wieder. Durch länger als 6 Jahre erntete er Ruhm und Geld, und wohl dürfen wir mit Wahrheit hinzusetzen, auch Liebe und Achtung von allen Ständen und Classen der drey vereinigten Königreiche ein. Ein Gleiches geschah ihm im eignen Vaterlande, in Paris sowohl als in allen bedeutenden Städten Frank-

reichs, die er der Reihe nach besuchte. Die Vergleichung der öffentlichen über ihn in England und in Frankreich ausgesprochenen Urtheile wäre für den Leser gewiß eben so interessant, als das Resultat für den Gegenstand derselben ehrenvoll ist. Dieselbe Auszeichnung ward ihm auch in Holland zu Theil, so wie in allen den Städten unsers deutschen Vaterlandes, die er noch jüngst auf seiner Herreise nach Wien berührte. Möge er auch bey uns finden, was er in so hohem Grade verdient, Bewunderung für ein großes, einziges Talent, Liebe und Achtung für einen nicht alltäglichen Menschenwerth. Es ist nur eine Rücksicht für die Bescheidenheit des Hrn. Alexandre, welche uns abhält, die letzte Hälfte unserer so eben ausgesprochenen Behauptung durch eine Reihe von Thatsachen zu beweisen, wie sie wohl die Biographien von nur wenigen reisenden Künstlern aufzuweisen haben. Wir wissen freylich ganz wohl, daß ein Kunsturtheil mit Nebendingen dieser Art wenig oder eigentlich gar nichts zu schaffen habe, allein man wird es uns nicht verargen, wenn wir unsere Freude nicht bergen können über ein eben so schönes, als seltenes Beispiel, wo Kunst und Kunstleben ihren höchsten Zweck auf Erden erreicht haben: die möglich größte Ausbildung der verlesenen intellectuellen Fähigkeiten und zugleich eine Veredlung des Herzens, die durch Wohlthun, durch Selbstaufopferung für leidende Brüder ihr heiligstes Bedürfniß befriedigt und im Bewußtseyn solcher Thaten ihren stillen Lohn findet.

L i t e r a t u r.

„Die Perlen.“ Roman in zwey Theilen, von Henriette Hanke, geb. Urndt. — Hannover, 1828. In der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

Ein Buch, dessen Verfasserinn sich als eine Frau voll Geist, in der schönsten Harmonie mit Phantasie und Gemüthsstärke, bewährt; ein Buch, welches man vom ersten bis zum letzten Blatte mit gleichem Interesse liest. Die Handlung selbst ist einfach, und dennoch sehr anziehend und ununterbrochene Theilnahme erregend. Der Gestalten, die sich im Kreise dieser Handlung bewegen, sind wenige, aber nicht eine einzige derselben ist flach gezeichnet, oder leer und bedeutungslos. Die Charakteristik ist voll Wahrheit, und in ihrer Durchführung zeigt sich die höchste Consequenz, daher es denn kommt, daß uns hier nicht nur die schönen weiblichen Charaktere, wie Marie, Hedwig und die alte Judith, eine wackere Israeltiinn, sondern auch die, mit Fehlern mancher Art behafteten Wesen Clotilde und Alwine in hohem Grade ansprechen. Aber auch die Charaktere des Doctor Dante, des Rectors Michaelis, des Consistorialraths Sonnes und des Grafen Leontin, zeigen eine Kunst der Zeichnung männlicher Charaktere, wie sie nur selten einer weiblichen Feder eigen ist. Wir finden hier durchaus wirkliche Menschen, die aber dennoch als Wesen reiner Kunstschöpfung erscheinen, und nirgends die prosaisch-nüchterne Mühe der Naturcopirung im Einzelnen zeigen. Wir wandeln fortwährend zwischen schönen, rührenden und ergreifenden Situationen, und die wichtigsten Lebensverhältnisse entwickeln sich vor uns auf eine Weise, daß das Ganze ein, in psychologischer und poetischer Hinsicht vortreffliches Bild des Lebens darstellt, welches, ergötzend und belehrend zugleich, unsere Blicke in das Innerste des Menschen führt, und uns mit einem Reichthum von Empfindungen und Lebensansichten erfüllt.

Die Hauptmomente in der bedeutenden Rolle, welche die auf dem Titelblatt prangenden Perlen in dieser Geschichte spielen, concentrirt die Verfasserinn selbst am Schlusse des Werkes mit folgenden Worten: „So schlingen sich diese Perlen als wahre Schicksalsfäden nun schon durch die dritte Generation, und scheinen bestimmt, die Ehen in unsrer Familie zu knüpfen. Es muß ein frommer Segen darauf ruhen, und sonderbar, der einer Unvermählten! Sie fielen meiner Großmutter zu; diese opferte sie einem Werke der Barmherzigkeit, und empfing sie mit der Vergeltung Lohn aus der Hand eines wackern Mannes zurück; meiner Mutter gingen sie durch eine Freundin verloren, um ihr einen geliebten Gatten zu gewinnen, — und gaben auch Veranlassung zu meiner ersten Heirath. Endlich mußten sie mein Andenken in einem gewissen Jemand zurückrufen, der mich schon halb und halb vergessen hatte, und ihr leiser, zarter Zug führte den Entflohenen zu mir zurück. Seitdem betrachte ich diese Perlen als verkörperte Freudenthränen meines Schutzgeistes, womit er mein verarmtes Leben schmückte.“ — So spricht Marie, die Heldinn der Geschichte, zu ihrem zweyten Gatten, nachdem der Tod die edle Dulderinn von den schweren Fesseln des ersten befreit hat.

Concert-Anzeige.

Die Concerts spirituels, welche schon seit mehreren Jahren bestehen, finden auch in diesem Jahre wieder Statt. Die Gesellschaft, welche sie gibt, und an deren Spitze die H. Freyherr von Lannoy, Carl Holz, Schmie del und Tiche stehen, hat zum Zwecke, classische Meisterwerke, die zu hören man selten Gelegenheit findet, auf entsprechende Weise zur Aufführung zu bringen. — Das Orchester besteht aus den vorzüglichsten Kunstfreunden und einer bedeutenden Zahl von Wiens Künstlern. — Die Solopartien sind den Altes. Chnes und Botgorsched, dann den rühmlich bekannten H. Tiche und Richling, Beyde Mitglieder der k. k. Hofcapelle, anvertraut. — Hr. S. Thalberg, dieser ausgezeichnete Pianist, spielt ein Concert von Hummel, und die Wahl der auszuführenden Constücke findet in der Kunstwelt allgemeinen Beyfall. Zur Production sind bestimmt:

Für das erste Concert: Die Symphonie in D, von Mozart (1778 für die Concerts spirituels in Paris componirt), dann das „Opferlied,“ von Beethoven; die Ouverture zur Oper: „Castor und Pollux,“ von Abbé Vogler; das „Agnus Dei“ und „Dona nobis“ aus der vierten Messe von Cherubini und die Schlussfuge aus dem Oratorium: „Davide penitente,“ von Mozart.

Für das zweyte Concert: Die Symphonie (C-moll) von Beethoven; der Chor aus „Jephta,“ von Händel; das Clavierconcert (H-moll) von Hummel, gespielt von Hrn. S. Thalberg, und ein neues „Te Deum,“ von Tomaschek.

Für das dritte Concert: Die Symphonie in B, von Beethoven; der neunte Psalm, von Fresca; die Jubelouverture, von Carl Maria Weber, und die Litaney von Abbé Vogler.

Für das vierte Concert: Die Symphonie in Es, von Mozart; Chor und Fuge aus dem Oratorium: „Der Tod Jesu,“ von Graun; die Festouverture von Beethoven, und das „Gloria“ aus der zweyten Messe, von Cherubini.

Die Unternehmer geben diese Concerte im k. k. großen Universitätssaale. In diesem herrlichen, der Musik so günstigen Locale kann das Orchester sowohl als der Chor bedeutend verstärkt werden, kurz, die Aufführung auf ganz entsprechende Weise geschehen.

Die Concerte finden an den vier ersten Sonntagen in der Fastenzeit, nemlich am 24. Februar, 3., 10. und 17. März, jedesmal um 4 Uhr Nachmittag Statt. — Die Gesellschaft will nichts als ihre Kosten decken, sie strebt nur nach Ehre und für das Interesse der Kunst. Man subscribirt mit zwey Gulden C. M. auf alle vier Concerte in allen Kunsthandlungen Wiens. — Billete für einzelne Concerte kosten Einen Gulden C. M.

Modell VIII.

Kleid von Oriental mit Abschußleibe und Sevigny, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher in der Stadt am Graben, im Trattnerhofe, Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock, Thür Nr. 1.

Der Toque von schwarzem Sammt mit einem Paradiesvogel geschmückt, nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Auflösung des Worträthsels im vorigen Blatte:

Posten. 1. Postinstitut. 2. Militärposten. 3. Kleine Schließfugeln. 4. Geldposten.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Sonnabend, den 23. Februar 1833.

24

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Lebensscenen aus Paris.

Von N. Fürst.

VI. Der reiche Nabob aus Lyon.

Es kommen öfters Leute aus den Provinzen nach Paris, die, angeblich, entweder im Auslande, oder auf weit entfernten Colonien sich große Reichthümer erworben haben, dann heimkehren, um auf vaterländischem Boden die Zinsen ihres großen Vermögens in Ruhe zu genießen. Solche Leute sieht man häufig in den Salons, auf den Promenaden, in den Theatern, den vornehmsten Restaurationen und Kaffehäusern, aber selten gefallen sie sich in der Hauptstadt; sie verschwinden plötzlich, wahrscheinlich, um in entferntern Provinzen, fern von allem Geräusche, eines ruhigeren Lebens sich zu erfreuen. Zu den Glücksmännern dieser Art gehört auch Hr. St. Armand de la Charbannes, der, aus Lyon gebürtig, frühzeitig seine Vaterstadt verließ, nach Amerika auswanderte, wo er durch glückliche Handels speculationen sich ein enormes Vermögen erworben hatte. Als er nach Lyon zurückkam, wollte keiner sich seiner erinnern; als man aber erfuhr, daß er im Besitze von vielen Millionen sey, da strömten Freunde, Bekannte, Anverwandte, Schulcameraden in Menge herbey, so daß Hr. de la Charbannes fast genöthigt war, die Flucht zu ergreifen, um nicht von den vielen Liebkosungen und Umarmungen erdrückt zu werden. Aber auch an Feinden fehlte es nicht, die dreist behaupteten, er sey ein Windbeutel, ein Betrieger, der gar kein Vermögen besitze, und mehrere dergleichen Verleumdungen wurden ausgestreut, um dem reichen Manne das Leben in seiner Vaterstadt zu verkümmern.

Hr. St. Armand de la Charbannes war Witwer; er hatte nur eine einzige Tochter, Eugenie, die er mehr als seinen Reichthum, mehr als alle Schätze der Erde liebte. Der Leumund war aber auch hier nicht unthätig, man wollte ihm die Vaterschaft abstreiten, und man flüsterte sich heimlich zu: Eugenie sey seine Tochter nicht. Das Mädchen war 18 Jahre alt und von schöner Gestalt. Ein einziges Kind ist, wie man weiß, gewöhnlich ein wenig ver-

zärtelt, und eigensinnig. Eugenie machte von dieser Regel keine Ausnahme. Der Vater wollte sie an einen jungen Officier, von guter Familie, verheirathen; die Tochter zeigte bey dieser Gelegenheit nicht den geringsten Eigensinn, denn der Officier war ein junger schöner, gebildeter, lebenswürdiger Mann. Der Vater wollte die ganze neue Hauseinrichtung in Lyon verfertigen lassen, um auch den Handwerksleuten seiner Vaterstadt etwas zu verdienen zu geben; aber hier erwachte plötzlich die ganze eigensinnige Natur der Tochter. Sie behauptete, das alles, was in Lyon verfertigt wird, nicht nach ihrem Geschmack, nicht nach ihrem Sinne ist, und sie bestand darauf, daß alles von Paris kommen müßte. Aus Liebe zu seiner Tochter mußte der Vater sich schon in ihren Eigensinn fügen. „Was liegt mir daran,“ sagte er zu seinen Freunden, „einige tausend Franken mehr auszugeben, wenn ich dadurch die Zufriedenheit meines Kindes erkaufen kann? Und im Grunde hat Eugenie Recht; in Paris wird alles doch weit geschmackvoller, besser und eleganter fabricirt. Ich will selbst nach Paris reisen, um einzukaufen, was zum Etablissement meiner Tochter nöthig ist.“ Die Freunde billigten diesen Entschluß, beeilten sich auch, ihn mit recht vielen Aufträgen zu überhäufen, denn auch sie wünschten manche kostbare Dinge aus Paris zu erhalten, die man in Lyon nicht bekommen kann. Hr. de La Charbannes zeigte sich bereitwillig ihre Wünsche zu erfüllen; doch machte er zur Bedingung, daß die Freunde ihm das Geld zu den Einkäufen mitgeben müßten, weil er nur so viel Barschaft zu sich stecke, als er selbst zu seinem eigenen Gebrauche nöthig habe. Die Freunde fanden diesen Antrag billig, händigten ihm kleine und größere Summen ein, denn sie waren überzeugt, daß ihre Aufträge und ihr Geld in keinen bessern Händen seyn konnten.

Der reiche Nabob nahm Abschied von seinen Freunden, und setzte sich in den Reisewagen. Eugenie begleitete ihn eine Strecke Weges; denn er wollte sie während seiner Abwesenheit unter die Aufsicht einer Anverwandten stellen, die, als Witwe, auf einem kleinen Gute in der Nähe von Lyon sehr eingezo-gen lebte.

Der Wagen war kaum aus den Augen der Umstehenden verschwunden, als schon die Verleumdung ihr Schlangenhaupt emporhob, und das Zungengedresch von Neuem wieder anfing. „Der kommt nie wieder!“ hörte man da; „der wird schöne Streiche in Paris ansagen!“ hörte man dort. „Der Reisewagen ist noch nicht bezahlt,“ versicherte Einer, „er wird Wechsel auf Amerika oder auf den Mond ausstellen,“ spöttelte ein Anderer. Am geschäftigsten waren die alten Matronen des Quartiers. „Warum ließ er Eugenie nicht hier,“ riefen alle wie aus einem Tone, „hier gibt es ja auch rechtschaffene Familien, wo man ein junges Mädchen auf einige Wochen unter Aufsicht placiren kann?“ Dann nahmen sie einige Prisen Tabak, schüttelten die Köpfe, und riefen bedenklich aus: „Es gibt doch viele gottlose und böse Menschen auf dieser sündigen Erde!“

Eines Vormittags, es war an einem schönen Herbsttage, hielt ein eleganter Reisewagen vor einem der ersten Hotels in Paris. Hr. St. Armand de La Charbannes war glücklich in der Hauptstadt angekommen. Hinten auf dem Wagen saßen zwey Bedienten in geschmackvollen Livréen, auf dem Kutschenbock noch einer, und neben ihm sein Secretär, ein junger Mann in eleganter Kleidung, nach der neuesten Pariser Mode.

Der Gastwirth und seine Leute eilten dem Kommenden entgegen. Die schönsten, prachtvollsten Zimmer wurden aufgeschlossen. Hr. de la Charbannes wählte vier Zimmer nebst einem geräumigen Vorzimmer. Er säumte nicht den Wirth in Kenntniß zu setzen über die Absicht seiner Reise. „Ich werde in Paris,“ sagte er, „Vieles einkaufen zum Stabissement meiner geliebten Tochter, die ich in Lyon, meiner Vaterstadt, an einen jungen Officier verheirathe. In dem Vorzimmer werde ich alle Sachen hinstellen lassen, die ich einkaufe, und wenn alles beysammen ist, werde ich einen Frachtwagen miethen, auf welchem die Güter nach Lyon transportirt werden sollen. Sachen von größerem Werthe verschließe ich in mein Zimmer. Sie sollen für nichts haften, für nichts verantwortlich seyn. Wenn ich ausgehe, schließe ich die Zimmer zu, gebe die Schlüssel im Hause nicht ab, sondern stecke sie zu mir. Auch bin ich gewohnt, mich von meinen eigenen Leuten bedienen zu lassen, deren Ehrlichkeit ich erprobt habe. Glauben Sie nicht, mein Herr, daß ich das geringste Mißtrauen in Ihre Leute setze; davor behüte mich Gott! aber jeder Mensch hat seine Gewohnheiten und auch seine Schwächen. Ich kann keine fremden Menschen um mich leiden. Auch geschieht es nicht aus Geiz, denn ich versichere Sie, daß ich beym Abschied Ihre Leute eben so reichlich belohnen werde, als ob sie mich bedient hätten. Ihr Haus ist übrigens, wie ich sehe, sehr gut und schön eingerichtet. Ich werde meinen Freunden, während meines kurzen Aufenthalts, einige Dinés und Soupés geben. Ich rechne darauf, daß Sie es dabey an Glanz und guter Bedienung nicht fehlen lassen werden.“

Der Wirth verbeugte sich ehrerbietig, und versprach alles Mögliche anzuwenden, um die Zufriedenheit seines Gastes zu verdienen. Auch machte er keine Einwendungen gegen die getroffenen Anordnungen; er lobte vielmehr die weise Vorsicht seines Gastes, und Wirth und Gast schieden mit den freundschaftlichsten Gesinnungen von einander.

Unser Nabob ging nun, in Begleitung seines Secretärs, aus, um im Palais royal sich ein wenig umzusehen, und sich um die Preise mancher Sachen zu erkundigen. Die Dienerschaft blieb zu Hause, um die Zimmer zu hüten, und Sachen oder Briefe, die ankommen konnten, in Empfang zu nehmen.

Hr. de la Charbannes setzte in Paris viel Geld in Umlauf. Jeden Tag wurden schwere Kisten ihm ins Haus gebracht, die allerley Hausgeräthschaften enthielten, und die, wie er befohlen, ins Vorzimmer hingestellt wurden. Jeden Morgen, nach dem Frühstück, gab er den Kaufleuten Audienz, die ihm die kostbarsten Geschmeide aller Art vorzeigten. Er besah alles; kaufte manches, und bezahlte in barem Golde, was er kaufte. Wer die Betriebsamkeit der Pariser Kaufleute kennt, weiß, wie bald sie einen reichen Kunden auswittern, der viel Geld für Gegenstände des Luxus ausgibt, und man kann daher leicht denken, daß die Anzahl derselben sich jeden Morgen in dem Vorzimmer mehrte. Der reiche Nabob konnte aber unmöglich alle die ihm vorgezeigten Gegenstände auf einmal mustern und anschauen, auch konnte er sich nicht sogleich zum Ankauf dieses oder jenes Artikels entschließen. Die Kaufleute mußten ihm also ihre Waaren zur Anschauung überlassen, um eine Auswahl zu treffen, und keiner war pünctlicher, als er, in der Zurückgabe der ihm anvertrauten Sachen, oder in Bezahlung dessen, was er gekauft hatte. Er war erst seit vier Tagen in dem großen, geräuschvollen Paris, und schon fühlte er, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sey. Er nahm keine Frau, behüte!

ein Mann von fünfzig Jahren geht nicht mehr auf Freyersfüßen, sondern er dachte daran, eine gute, auserlesene Gesellschaft um seine Tafel zu versammeln. Aber wie das anfangen? Wo die Gäste hernehmen? — Hr. de la Charbannes kennt zwar die Welt, aber er kennt keinen Menschen in Paris. Er wirft sich in seine schönste Kleidung, setzt sich in seinen Reisewagen, der zum schönsten Stadtwagen umgestaltet worden ist, macht Visiten bey den berühmtesten Pairs, Deputirten, Staatsmännern, Künstlern und Gelehrten, versichert sie seiner Huldigungen, und äußert, wie er schon lange sehnlichst gewünscht habe, ihre Bekanntschaft zu machen. Er ladet sie zu Tische ein, betheuert, daß ihm keine größere Ehre widerfahren könne, als so ausgezeichnete Leute bey sich zu bewirthen, und daß er mit Stolz seiner Familie und seinen Freunden in der Heimath erzählen werde, welche auserlesene Gesellschaft er die Ehre gehabt habe, bey sich zu Tische zu sehen. Solche Redensarten erweckten, wenn nicht den Appetit, so doch die Eitelkeit der Eingeladenen; sie versprachen zu kommen, und keiner war froher, als Hr. de la Charbannes, seinen Zweck so bald und so gut erreicht zu haben.

Die Dines und Soupés des reichen Nabob waren auch wirklich glänzend. Sein Ruf verbreitete sich bald in der Stadt. Man lobte seine Menschenfreundlichkeit, seine Bildung, seine Tugenden, und ganz besonders seinen Tisch, und Kenner versicherten, daß seine Mahlzeiten mit den so berühmten Lucull'schen Gastmählern des Hrn. von Cambaceres den Vergleich aushalten könnten.

Das Vorzimmer unsers Nabobs glich in den Morgenstunden dem Vorge-mach eines großen, mächtigen Ministers. Zu der großen Anzahl von Kaufleuten, die daselbst täglich sich einfanden, gesellte sich noch ein ganzer Schwarm von Sollicitanten, Leuten, die Stellen suchten, und die Hrn. de la Charbannes demüthigst baten, sich für sie bey den berühmten und einflussreichen Männern zu verwenden, mit denen er in Verbindung stehe. Hr. de la Charbannes, der ein gutes, menschenfreundliches Herz hatte, das gern Allen helfen wollte, versprach das Möglichste zu thun.

An den Tagen, wo unser Nabob keine Gesellschaften gab, sah es im Innern seiner Zimmer vollkommen wie auf einem Jahrmärkte aus. Die schönsten, kostbarsten Sachen, die ihm zur Auswahl anvertraut worden waren, lagen ausgebreitet auf Tischen und Stühlen herum, in bunten schimmernden Haufen; auch die Anzahl der Kasten hatte sich im Vorzimmer so angehäuft, daß Hr. de la Charbannes nun wirklich daran denken mußte, sie auch fortzuschaffen. Dieß geschah auch. An einem Nachmittage wurden die Kasten auf einen eigens dazu gemietheten Frachtwagen aufgeladen. Die Dienerschaft des Nabobs hatte dabey Arbeit vollauf; doch im Hofe wurden sie brüderlich unterstützt von den Leuten des Hauses, die bey der Aufladung sich auch nicht unthätig zeigen wollten. Um 6 Uhr war das ganze, mühselige Geschäft vollbracht. Hr. de la Charbannes stand neben dem Wirth am Thorweg, und ermahnte nochmals die Fuhrleute, ja genau Acht zu geben, daß nichts von den Sachen auf der weiten Reise zerbreche oder zu Grund gehe. Der schwerbeladene Wagen, mit sechs starken Rossen bespannt, fuhr fort. Aber nun ereignete sich im Hofe eine Scene, welche zeigte, daß der sonst so gelassene, so humane Hr. de la Charbannes auch sehr aufbrausend seyn konnte. Er rief seinen Secretär und fragte ihn, ob er den Wechsel von 10000 Franken, auf Hrn. Lafitte, eincaßirt habe? Der Secretär erblaßte, zog den Wechsel aus der Brieftasche hervor, und gestand,

daß er vergessen habe, dieses Geschäft zu besorgen. Sein Gebieter schäumte vor Wuth über diese Nachlässigkeit. „Wollen Sie mich zum Spitzbuben machen?“ rief er ihm mit donnernder Stimme zu, „sind Sie an mir gewohnt, daß ich eingegangene Verpflichtungen nicht pünctlich erfülle? Sehen Sie, ruchloser Mensch! in welche Verlegenheit Sie mich versetzt haben! Was sollen die Leute von mir glauben, deren Contos ich heute zu zahlen versprochen habe? Jetzt ist das Comptoir des Banquiers verschlossen. Was soll ich anfangen? — Entfernen Sie sich augenblicklich aus meinen Diensten, ich will Sie nicht mehr vor Augen sehen.“ Der junge Mann zitterte an allen Gliedern, und die Umstehenden baten Hrn. de la Charbannes, dem Secretär seine Nachlässigkeit zu verzeihen. Der Gastwirth trat nun auch hinzu, und erbot sich, durch einen seiner eigenen Leute morgen den Wechsel einzucassiren zu lassen. „Das ist mir sehr lieb,“ erwiderte der Nabob, „da haben Sie den Wechsel. Doch Sie müssen mir durchaus 6000 Franken darauf vorstrecken, die ich zur Deckung einiger Zahlungen in diesem Augenblick nöthig habe.“ Der Wirth machte keine Schwierigkeiten, zahlte die verlangte Summe aus, steckte den Wechsel zu sich, der ihm so gut wie bares Geld war. Der Nabob vertheilte das Geld in kleinere Summen unter seine Bedienten, die hier- und dorthin laufen mußten, um allerley Rechnungen zu bezahlen und sie quittirt zurückzubringen. Auch der Secretär, der wieder in Gnaden aufgenommen worden war, erhielt den Auftrag, Briefe in der Stadt abzugeben, mit der Weisung, das Geschäft gewissenhafter als das mit dem Wechsel zu verrichten. Hr. de la Charbannes wollte sich von der üblen Laune, in welche ihn der fatale Vorfall versetzt hatte, ein wenig zerstreuen, und fuhr ins Théâtre français, wo er den Abend zubringen wollte. — Es schlug 8 Uhr Morgens, und Hr. de la Charbannes war vom Schauspiel noch nicht zurückgekommen. Auch die Bedienten ließen sich nicht sehen; auch nicht der Secretär. Was soll das bedeuten? „Geschwind die Schlüssel her,“ ruft der Wirth; aber es sind keine Schlüssel da. „Den Hauptschlüssel geholt!“ Die Thüren werden geöffnet und der Wirth findet Alles in der besten, vollkommensten Unordnung. Alles Silberzeug, Porzellan, Krystallgeschirr, Tischgedeck ist aus den Schränken; Betten, Vorhänge, Fußteppiche, Kronleuchter, Spiegel, Girandols aus den Zimmern verschwunden. Die Gemächer waren nur ausmöblirt mit einer großen Anzahl Erdsäcken, auf welche der Gastwirth sich niederlegen konnte, um sein Unglück zu betrauern, und um auch die Anzeige an die Polizey niederzuschreiben, daß der reiche Nabob aus Lyon, Monsieur St. Armand de la Charbannes, Paris verlassen habe, ohne seinen Paß visiren zu lassen.

An Sigmund von Perger,
beym Anblicke seines Ganymed.

| | |
|--------------------------------|----------------------------------|
| Ich weil' in stiller Zelle; | Man sieh't's, ein süß' Entzücken |
| Vor mir steht freundlich mild, | Erfüllt des Jünglings Brust; |
| Beglänzt von Morgenhelle, | Schon strömt aus seinen Blicken |
| Ein holdes Götterbild. | Des nahen Himmels Lust; |
| Es stellt auf diesem Bilde | Schon fast ihn heiß' Verlangen, |
| Sich Ganymedes dar, | Zu schau'n der Sel'gen Ort; — |
| Wie durch die Luftgefilde | Ihn hält der Aar umfangen |
| Ihn führt des Donn'ers Aar. | Und führt ihn liebend fort. |

Tief aber unter ihnen,
Im gold'nen Sonnenstrahl,
Da seh' ich herrlich grünen
Ein reiches Frühlingsthal. —

Mit wonnevollen Blicken
Betracht' ich mir das Bild;
Von Ganymed's Entzücken
Wird meine Brust erfüllt.

Es sinkt die stille Zelle;
Der Lüfte weites Meer,
Es rauscht mit blauer Welle
Sanft säuselnd um mich her.

Ich athme Himmelsdüfte;
Es weht so leicht mein Haar;
Hoch schweb' ich durch die Lüfte;
Mich trägt des Donn'ers Nar!

O, führ' mich nur von hinnen,
Du Adler, stark und kühn!
Schon seh' ich dort die Zinnen
Des Götterberges glüh'n!

Olympos Felsenfeste,
Umbebt von ew'gem Glanz!
Der Götter Prachtalläste,
Ein wundervoller Kranz!

Schon sinken leis' wir nieder
Hinab in Dios Saal;
Es tönen hehre Lieder; —
O, gebt mir den Pocal!

Wie strahlt's von allen Wänden!
Wie grüßt mich Zeus so hold!
Er reicht mit heil'gen Händen
Mir einen Kranz von Gold.

Doch, wie ich niederfallen
Leht vor dem Hohen will,
Da schwinden rings die Hallen,
Und ringsum wird es still.

Mir ist, als sänt' ich nieder,
Weit durch der Lüfte Raum,
Vom Götterberge nieder,
Als wär' nur Alles Traum.

Und sieh! in enger Zelle
Steh' wieder ich allein;
Des Morgens sanfte Helle
Fällt auf das Bild herein.

Doch hier zu meinen Füßen
Liegt noch des Donn'ers Kranz;
Die gold'nen Blätter gießen
Rings auf die Wände Glanz.

Der Kranz, den Götter droben,
Aus ew'gem Sonnenstrahl,
Aus Himmelslicht gewoben,
In Dios Wundersaal,

Der sollte mich umglänzen?
O nein, fürwahr, nicht mich
Soll dieser Lorbeer kränzen!
Der, Sigmund, ist für Dich!

Ja, herrlich wird Dich schmücken
Der Lorbeer, goldbelaubt!
D'rum kränz' ich, voll Entzücken,
Mit ihm Dein Künstlerhaupt.

Der Zelle Decke schwindet;
Es zieh'n die Götter ein,
Von Frühlingdunst verkündet
Und blauem Sternenschein.

Und ihre Chöre tönen
Zu heil'ger Harfen Klang
Triumphgesang dem Schönen,
Des Himmels höchsten Sang.

„Befeligt,“ hör' ich singen,
„Ist, wen der Kranz umglüht!
Er schwebt auf Silberschwingen
Hinauf, wo Phöbos zieht!“

„Er kennt nicht,“ hör' ich schallen,
„Des Lebens bitt're Noth!
Froh ist sein Erdenwallen!
Vergött'rung ist sein Tod!“

Carlopage.

Über die englischen Eilwagen.

Das Quarterly Review enthält Folgendes: „In unserer wunderwirkenden Zeit hat keine nützliche Kunst größere Verbesserungen aufzuweisen, als jene, die sich auf das System der Landreisen beziehen. Wenn wir hören, daß die Rede L. Londonderry's, die er in der Nacht im Hause der Peers hielt, in der nächsten Nacht gedruckt in seinem Pallaste in Durham (50 engl. oder 68 d. Meilen) anlangte, so erstaunen wir, und finden, daß dies in keinem andern Lande der Welt möglich wäre. Wir wollen indes nur bey den gewöhnlichen Fahrten stehen bleiben; — ein Freund schreibt uns: „Ich jagte

im letzten Herbst in der Nähe von Brighton, am Montag, und speiste mit meinem Vater in Merrion-Square, Dublin, um 6 Uhr am folgenden Mittwoch, — Entfernung 400 engl. Meilen.“ Es geschah so: Er fuhr mit dem Abendwagen von Brighton, und kam in London zu rechter Zeit an, um mit dem Holyheader Felleisen abzugehen, das ihn, mit Hilfe des Dampfbootes, über den Canal zur gedachten Zeit nach Dublin brachte.

Sehen wir, ohne zu weit zurückzugehen, wie schnell man vor 90 Jahren reiste. Im J. 1742 verließ die Orforder Diligence London um 7 Uhr früh, und kam zu Mittag nach Urbridge, um 5 nach High-Wycombe, wo sie übernachtete, und am folgenden Tage eben so zu dem Sitz der Wissenschaften; es wurden also täglich 10 Stunden zugebracht, um 27 engl. M. zurückzulegen, und fast zwei Tage zu einer Reise verwendet, die jetzt mit größter Leichtigkeit in 6 Stunden vollbracht ist.

Zu den Verbesserungen, ohne Rücksicht auf die Qualität der Pferde, die Leichtigkeit der Wagen, die Güte der Straßen, gehört auch die Schnelligkeit des Umspannens, für welches den Giltwagen nur eine Minute erlaubt ist, welches aber oft, mit Hilfe von fünf Stallknechten, in 50 Secunden gethan ist. Noch vor 40—50 Jahren gehörte hiezu stets eine halbe Stunde, oder mehr, und es blieb Zeit genug für Thee, Kaffee und Nachtmahl übrig. Zu allen diesen Vortheilen kommen noch die Abkürzungen der Entfernungen durch Verlegung des Straßenzugs, und Durchschneidung von Anhöhen; nicht selten sieht man jetzt vier Pferde mit Leichtigkeit auf derselben Straße bergab trotztren, wo sie früher bergan ziehen mußten. Die Straße nach Brighton ist mit Gesellschaftswagen bedeckt, 25 fahren im Sommer hin und her; der schnellste ist der Red Rover, welcher den Weg in fünf Stunden zurücklegt; der Aige, von H. Stephenson geführt, war ein Gegenstand der Bewunderung für Brighton, und täglich versammelte sich eine große Menge, um ihn abfahren zu sehen. H. Stephenson hatte den Doctorsgrad in Cambridge erhalten, aber seine Leidenschaft für den Vock siegte über jeden andern Ehrgeiz und er ward Kutscher von Profession. Seinem Andenken gebührt die Gerechtigkeit, daß, obgleich er jung starb, er es zur Vollkommenheit in seiner Kunst gebracht hat; er blieb stets Gentleman, und verfeinerte die Genüsse der Gesellschaftswagen. In gewissen Entfernungen beim Pferdewechsel wurden aus silbernen Gefäßen den Reisenden Erfrischungen gereicht. Vor zwei Jahren starb er an den Schmerzen einer Zehe, die er sich auf dem Wagen bey dem strengen Froste von 1830 erfroren hatte. Es fehlt indeß auch nicht an andern wohlherzogenen Kutschern auf der Straße; zugleich mit Stephenson fuhr ein anderer Gentleman seine eignen Pferde vor einem Giltwagen; — er war mit den ersten Familien in Wallis verbunden, und sein Vater war lange Zeit Parlamentsglied; eben so Ch. Jones, welcher die „Perle“ führt.

Was schnelle Fahrt betrifft, so fährt der Greter Giltwagen 172 e. M. in 20 Stunden, welches für die unebene Bahn sehr viel ist. Für dieselbe Entfernung braucht die Diligence von Calais nach Paris 48 Stunden im Sommer, und 50—60 Stunden im Winter, und dieß hält man für gut gefahren; — und doch wird diese außerordentliche Schnelligkeit in England im Allgemeinen durch keine grausame Anstrengung der Thiere hervorgebracht. Die meisten Unfälle finden beim Hinabfahren über Anhöhen Statt.

L i t e r a t u r.

„Die Hofdame und der Feind.“ Ein Roman von Penseroso. 3 Theile. Leipzig, bey A. Wienbrack. 1831. 8.

Nichts ist leichter, als über entschieden Gutes oder Schlechtes ein genügendes Urtheil zu fällen. Man braucht im erstern Falle nur das Lobenswerthe in sein gehöriges Licht zu setzen und nach Verdienst zu würdigen; und im letztern dem Verwerflichen ohne weiters den Stab zu brechen. Aber ganz anders verhält sich die Sache mit dem Mitteltgute, dem eigentlichen genre ennuyeux Voltaire's, wie gewiß Niemand in Abrede stellen wird, der sich aus was immer für einer Veranlassung irgend einmal mit öffentlichen Beurtheilungen literarischer Erscheinungen befaßt hat. Und solch' ein Mitteltgut ist gerade vorliegender Roman von Penseroso. Seinen Inhalt darzulegen wäre eine eben so unnöthige als verdriessliche Arbeit. Genug, es finden sich in ihm alle Ingredienzen, aus denen der Trost unserer Romanschreiber seine Mischungen gewöhnlich zu brauen pflegt, und die Tugend setzt sich herkömmlicherweise zu Tische, nachdem sich das Laster erbrochen hat. Nach gedlegener Auffassung der Menschennatur, scharfer und consequent durchgeführter Charakteristik, ergreifender Schilderung menschlicher

Leidenschaft u. dgl. wird man sich hier vergebens umsehen. Der Verfasser wollte nicht ein Gemälde der großen Welt entwerfen; allein seine Prinzen und Prinzessinnen, Grafen und Gräfinnen sind — Nebelgestalten ohne Hintergrund; seine große Welt — ein lampenerhelltes Theater mit grob bemalten Leinwandcoullissen. Die Ersindung der Fabel ist von wenigem Belange — *α. Δ. η. ζ. ε. ο. π. ρ. σ. τ. υ. φ. χ. ψ. ω. Ω.* würde Dionys von Hasikarnas sie genannt haben — die Hofdame (Seraphine) ein Inbegriff von körperlichen und geistigen Vollkommenheiten; der Hauptheld (Prinz Albert) ein Muster von Härtslichkeit, Treue und Verstand; der Bösewicht (Graf Ustakin) eine Mixtur der widerrlichsten Eigenschaften — kurz Alles ist so ziemlich auf die Spitze gestellt; am meisten jedoch der Charakter der Prinzessin Beatrice, einer wahren *bellis perennis*; denn schwerlich dürfte man in einem höhern Kreise selbst mit des Diogenes Laterne ein ihr nur halbweg ähnliches Exemplar von Ueberheit, Geschmacklosigkeit und Geistesbeschränktheit aufzufinden im Stande seyn. Allein der Verfasser brauchte Contraste; hinc illae lacrymae! Trotz allem dem ist es ihm aber dennoch nicht gelungen, seinen Lesern ein wahres und dauerndes Interesse für seine Hauptpersonen einzusößen. Um ihm jedoch von der andern Seite wieder sein volles Recht widerfahren zu lassen, muß Referent gestehen, daß die Schreibart in diesem Romane ungezwungen und fließend ist, ja an manchen Stellen sogar nicht schmucklos, aber ohne Prunkredneren. Auch mehrere Beschreibungen darf man ohne Bedenken gelungen nennen, und die hie und da eingestreuten Gedichte und Lieder lassen dem Stoff und der Form nach wenig oder nichts zu wünschen übrig.

Um sein Gesamturtheil über dieses neue Product im Gebiete der Romanliteratur kurz und bündig auszusprechen, weiß Referent kein besseres Mittel als es mit einer mathematischen Fläche zu vergleichen, die zwar Breite und Länge, aber keine Tiefe hat; und es gehört in der That eine gute Portion Selbstverläugnung und mehr als gewöhnliche Geduld dazu, durch all das Hin- und Hergerede so vieler sprechseligen Haupt- und Nebenpersonen drey Bände lang sich durchzuwinden, ohne einer Anwandlung zum Schlummer sich hinzugeben.

„Allgemeine Theaterchronik.“ Wöchentliche Mittheilungen von sämtlichen deutschen Theatern. Herausgegeben von L. von Uvensleben.

Durch das allgemeine Interesse, welches jetzt das deutsche Theaterwesen erregt, ist es erklärlich, daß sich mehrere Wochen- und Monatschriften zugleich mit dem historischen Detail darüber lebhaft beschäftigen können. Gegenwärtige Chronik berichtet die Tagesereignisse der meisten Bühnen, und zwar vermöge ihres viermaligen Erscheinens in jeder Woche, schneller, als das ältere, gleichem Zwecke bestimmte und in Monatsheften gelieferte „Tagebuch deutscher Bühnen,“ von Winkler. Die beygefügte Anzeigen über Engagementsgesuche, Manuscriptenverkauf u. s. w. sind allen Directionen erwünscht und wissenschaftlich. Den Meldungen über einzelne Leistungen dürfte hin und wieder Unparteilichkeit, dem Ganzen aber ein allgemein passender Maßstab für Lob und Tadel abgehen. Oft ist dasjenige, was das kleine Städtchen N. oder X. meisterhaft, unübertrefflich und nie gesehen nennt, weit meisterhafter, übertroffener und oft gesehen in Hauptstädten vorgekommen, und der erste Tenor A — dort, ist hier kaum als leidlicher zweyter Sänger zu verwenden. Doch ein geübter Bühnenvorsteher findet wohl mit der Zeit die rechte, vergleichende Scala. — Wir wünschen dem Unternehmen guten Fortgang und thätige Unterstützung. Kleine Unvollkommenheiten werden in der Folge noch mehr, als es schon im Laufe des ersten Jahrganges geschah, auch ohne Rath und Bezeichnung verschwinden.

Concert-Anzeige.

Sonntag, den 24. Februar, wird Hr. C. Lewy, Solowaldhornist des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore und Professor am hiesigen Conservatorium, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert geben. Die Leistungen des Concertgebers selbst, so wie die übrigen vorkommenden Musikstücke versprechen eine Reihe der interessantesten Genüsse. Die Anschlagzettel enthalten das Nähere. Billets zu den Sperrsitzen zu 2 fl. C. M., und Eintrittskarten zu 1 fl. 36 kr. C. M. sind in den Kunsthandlungen der Hh. Diabelli, Haslinger, Artaria, Recheti und an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb 1 Uhr.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 26. Februar 1833.

25

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

M a l t a.

Bruchstück aus dem Tagebuche meiner Reisen.

Ein ziemlich heftiger Sturm schleuderte uns bereits durch ein paar Tage zwischen Sicilien und Malta herum, und ließ uns das Unangenehme einer Seereise im vollen Maße genießen. — Wie Berge wälzten sich die Wogen daher, indem sie unsern Dreymaster, die kais. österreichische Corvette „Abondanza,“ bald auf ihren Gipfel emporhoben, um ihn im nächsten Augenblicke wieder in ihre schwarze Tiefe hinabzuschleudern. Das sonst so schöne Blau des Meeres wandelte sich in Schwarz, zu welchem der ganz wolkenlose Himmel fürchterlich contrastirte. Unzählige kleine Wellen brachen sich auf diesen Wasserbergen, und in den feinen weißen Schaum, welchen ihr Zusammenstürzen erzeugte, malte die Sonne Tausende von Regenbogen. —

So fürchterlich nun auch der Anblick der See im empörten Zustande ist, so konnte ich mich doch nicht vom Berdecke trennen; denn die Großartigkeit dieser Naturscene riß mich zur Bewunderung hin; so wie der Gedanke an die Kühnheit des Menschen, der dem wüthenden Elemente zu trogen wagt, erhebend auf mich wirkte.

Endlich ließ der Sturm nach und die empörten Wogen setzten sich nach und nach ins Gleichgewicht; so, daß am Morgen des zweyten Tages keine Spur einer Welle mehr vorhanden war. Statt wie Ohl war die Oberfläche des Meeres, und ruhig spiegelte sich das tiefe Blau des südlichen Himmels darin ab. Nur große Schwärme Delyphine, welche spielend oft bis an unsere Schiffswand herankamen, und das Rauschen unsers, von einem leichten Winde dahingetriebenen Schiffes unterbrachen die allgemeine Ruhe.

Ich muß hier einer großen Seeschildkröte erwähnen, welche wir auf der Oberfläche des Meeres schwimmend erblickten. Diese Thiere kommen, wenn die See sehr ruhig ist, vom Grunde herauf, um zu schlafen. Sie strecken dann die Beine weit von sich, und lassen sich durch die sanfte Bewegung der langsam andringenden Wellen gemächlich hin- und herschaukeln. In diesem Zustande werden sie von den Fischern oft gefangen, welche sich mit einem Boote so still als möglich nähern, ein Netz über das Thier werfen, und es so an sich ziehen.

Nach der Erzählung unserer Matrosen soll die Kraft dieser Thiere so groß seyn, daß sie, indem sie sich von einer Seite auf die andere werfen, oft starke Ru-
derbänke zerbrechen. —

Die Inseln Malta, Gozzo und das zwischen beyden liegende kleine Cumino lagen wie ein grauer Nebelstreif vor uns; doch wurden ihre Conturen immer deutlicher, je mehr uns der frische Südostwind, welcher unsere Segel blähte, näher brachte. Bis jetzt mußten wir den Lauf unsers Schiffes gegen Gozzo richten, um einer großen Sandbank auszuweichen, welche die gerade Einfahrt in den Hafen von La Valette auf Malta sperrt, der eigentlich unser Ziel war, um einige nöthige Reparaturen auf unserm Schiffe vorzunehmen. Endlich drehten wir uns aber links und steuerten in der Entfernung von ein paar Seemeilen längs der Küste der drey Inseln dahin. Wie ein Pfeil flogen wir der Stadt Valette zu, die uns schon mit ihren hohen Festungswerken, ihren prächtigen Gebäuden und Kirchen entgegenschimmerte. Unzählige Ortschaften und Landhäuser, umgeben von blühenden Gärten, unterbrachen den röthlichen Farbenton, welcher während der heißen Jahreszeit das ganze Land überzieht. Alle Felder sind durch die Sonnenhitze verbrannt und gewähren einen traurigen, öden Anblick. Doch immer mehr und mehr ändert sich die Scene, je mehr man sich der Hauptstadt nähert. Enger reihen sich die Gärten mit ihren Willen an einander, einen blühenden Kreis um das sich stolz emporhürmende Valette bildend.

Vor der Einfahrt in den Hafen glitt ein englisches Linienschiff, die „Asia,“ in majestätisch langsamer Bewegung mit vollen Segeln auf und nieder, gleich einem ungeheuern Kolosse, welcher den Eingang zur Königin des Mittelmeeres bewachen muß. Wie eine kleine Fischerbarke flog unsere Corvette an dem stolzen Baue vorüber.

Da die Einfahrt in den Hafen der hohen Klippen wegen, welche ihn umgeben, sehr gefährlich ist, so müssen die fremden Schiffe sich, besonders wenn der Wind nicht sehr günstig ist, durch Barken unter der Leitung geschickter Piloten am Schlepptaue hineinführen lassen.

Auch unser Schiff ward, als wir uns der Einfahrt genähert hatten, von einer Unzahl solcher Barken umgeben, deren Eigenthümer durch unbändiges Geschrey mit unserm Capitän um den Lohn handelten. Wir brauchten nur drey oder vier, aber jeder wollte unter die Auserwählten gehören. Das immerwährende Herandrudern an unser noch immer sehr schnell laufendes Schiff, und das Ausweichen vor der Gefahr von uns überfahren zu werden gab zu vielen sehr komischen Scenen Anlaß.

Endlich waren auch diese Hindernisse gehoben, wir hatten das Innere des Hafens erreicht und der Anker fuhr prasselnd in die Tiefe. — Es war Abend geworden; golden beleuchtete die herabsinkende Sonne die hohen, schönen Gebäude, welche uns umgaben. Die „Britannia,“ ein englisches Linienschiff von 120 Kanonen, damals das größte Schiff auf allen Meeren, ragte stolz empor über einen Kreis von andern Kriegsschiffen, welche um sie herum geankert lagen. Handelsschiffe aller Nationen waren da und unzählige Barken, mit den buntesten Farben bemalt, schwebten im Abendglanze mit ihren leichten Segeln auf dem ruhigen, dunkeln Wasserspiegel umher. Hier brachten sie Lebensmittel und herrliche Früchte an Bord der Schiffe; dort suchten Andere durch die ohrenzerreißenden Töne einer verstimmten Mandoline und eines Tambourins die Taschen des Schiffsvolks zu öffnen; dort kam ein Boot voll nackter

Buben, welche sich anboten, jedes, auch noch so Kleine in die See geworfene Geldstück wieder heraufzuholen. Wir warfen ihnen mehrere Kleine Silbermünzen hinein, und ich bewunderte wirklich die außerordentliche Schnelligkeit, womit sie dieselben, noch bevor sie den Grund erreicht haben konnten, auffingen.

Balette liegt auf einem Felsen, welcher in die See hinausragt, und daher zu beyden Seiten eine Bucht bildet, die als Hafen benutzt wird. Der eine ist für jene Schiffe, welche Quarantaine halten müssen; der andere für die, bey denen diese Maßregel nicht nöthig ist. Die ohnedieß sehr befestigte Stadt ist noch von acht Forts umgeben, aus welchen Hunderte von Feuerschlünden jedem Angreifer Verderben drohen. Das vorderste derselben, das die Stadt von der See trennt, ist das berühmte St. Elmo, und von seinen hohen Wällen herab flattert stolz die brittische Flagge.

Wir konnten beynah den Augenblick nicht erwarten, wo uns vergönnt ward, ans Land zu gehen; aber kaum waren alle die gebräuchlichen Formalitäten geendet, welche jedes Einlaufen in einen fremden Hafen mit sich bringt, so stiegen wir in das, durch festlich geschmückte Matrosen bemannte Boot, und in wenigen Minuten standen wir nach langen Tagen wieder auf festem Boden.

Ein hohes Gefühl bewegte meine Brust, als ich ein Land betrat, welches Jahrhunderte hindurch der Schauplatz hoher Thaten war; ein Land, um dessen Besitz so viele tausend Menschenleben geopfert wurden. Wie mancher brave Kämpfer mag von der Stelle, wo ich stand, das fernhintragende Schiff betreten haben, um für immer von seinen Brüdern zu scheiden! Wie mancher mag ruhmgekrönt hier gelandet haben, um sich den Dank für seine Tapferkeit vom großen Meister seines Ordens zu holen! —

Bald wurde ich aus diesen schönen Träumen meiner aufgeregten Phantasie durch den unbändigen Lärm gerissen, den ein Schwarm des lumpigsten Gesindels, das mir jemals vorgekommen, und welches die Neugierde um uns versammelt hatte, erregte. Einige bettelten, Andere boten uns Früchte u. d. gl. zum Verkaufe; die Meisten aber wollten uns als Cicerone dienen. Da nützte kein Abwehren, kein Drohen, ja, nicht einmal die von den uns begleitenden Matrosen ausgetheilten derben Püffe, wir mußten mitten unter dem schreyenden Gewühle durch die Stadt ziehen, und konnten uns nur in einem Kaffehause vor den Zudringlichen retten. Hier erfrischten wir uns, hochvergnügt, wenigstens auf ein paar Mahlzeiten der magern Schiffskost entronnen zu seyn, und begehrten Pferde, um den, eine Stunde weit von der Stadt auf einer Villa wohnenden österreichischen Consul aufzusuchen, und mit ihm den Plan zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten Malta's zu entwerfen. In wenigen Minuten waren wenigstens drey mal so viel Pferde da, als wir bedurften, und mit jedem einige Leute, welche die besondern Eigenschaften ihres Thieres auf die ungestümste Weise bekannt gaben, unbekümmert, ob wir sie verstanden oder nicht. Wir konnten uns von ihnen nur dadurch befreyen, daß wir uns schnell auf die Pferde warfen, und durch einen schnellen Trab ihren Blicken entzogen. Nur einige Knaben hielten Schritt mit uns und boten sich, als wir langsamer ritten, an, nach der Landessitte, unsere Pferde am Zügel zu führen.

Es war unterdessen Nacht geworden. Der Mond tauchte sein Silberlicht aus den Fluten und warf die langen Schatten der hohen Felsenmassen weit in den Hafen hinaus, an dessen Gestade wir langsam dahinzogen. Hunderte von Lichtern und Feuern zitterten auf dem ruhigen Wasserspiegel, und nur die

Gefänge heimkehrender Fischer oder der gedehnte Ruf der Schildwachen auf den Wällen tönte durch die stille Nacht. Kühlung bringend, wehte ein leichtes Lüftchen von der See ins Land, Erquickung verbreitend nach der drückenden Hitze des Tages. — Ich werde nie den Genuß vergessen, den mir der Zauber dieser südlichen Mondnacht verschaffte. —

Nachdem wir mit dem Consul das Nöthige verabredet hatten, kehrten wir wieder zurück, um am Bord unsers Schiffes neue Kräfte für den kommenden Tag zu sammeln.

(Der Schluß folgt.)

Der Troubadour und seine Dame.

Der Troubadour.

Seh mir begrüßt — in deiner Pracht,
Erhab'ne — sternbesä'te Nacht! —
Dein thauendes Gefieder
Umfächelt kühlend diese Brust,
Voll Liebesweh — und Liebeslust,
Und wecket meine Lieder.

Begleite, holde Nachtigall,
Im Buchenhain am Wasserfall,
Mein Lied von süßen Leiden.
O! — hätte Sie ein kühlend Herz
Für Liebeslust und Liebesschmerz,
Wohl lauschte Sie uns Beyden.

Die Dame (am Erker).

Willkommen Mond! — ein Silberschwan,
Durchgleitest du die Ätherbahn
Im Funkenmeer dort oben;
Wie zauberisch dein Dämmerlicht
Durch sanft bewegte Schleier bricht,
Aus Dünsten zart gewoben.

Doch, — täuschet mich der Wiederhall?
Wer lehrte meine Nachtigall
In Doppeltönen schlagen?
O du! — der Sehnsucht Sängerin,
Wohl fühl' ich deiner Töne Sinn, —
Nur — mußt es Ihm nicht sagen.

Der Troubadour.

Ein Seraph laut berührt mein Ohr!
Enthebt dem Staube mich, — empor
Zu Paradieses Wonnen,
Und mit der Hoffnung Rosenschein
Zieht in mein Herz ein Himmel ein
Mit allen seinen Sonnen.

Ihr Wolken mögt nun immerhin
Den lieben Mond mit Nacht umzieh'n,

Ihr Sterne möget dunkeln; —
Dem treuen Säng' er wird fortan
Auf seines neuen Lebens Bahn
Ein Stern der Liebe funkeln.

Beide (vereint).

Schon bleicht des Sternenhimmels Pracht,
Nicht länger birgt die stille Nacht
Mit schützendem Gefieder,
Der reinsten Minne Engelstust,
Die Seligkeit in unsrer Brust,
Gehaucht in zarte Lieder.

So lebe wohl! — du Nachtigall,
Vertraute — dort am Wasserfall;
Dein Sang von süßen Leiden —
Er fand ein innig fühlend Herz
Für Minnelust und Liebesschmerz,
Leb' wohl! — wir müssen scheiden.

Stierke Holzmeister.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Dienstag, den 12. Februar, zum ersten Male: „Der Zauberdrache.“ Lustspiel in 5 Aufzügen, von Bauernfeld.

Wilhelm Schmachtenberg, Commis in einer sogenannten vermischten Waarenhandlung, ein ehrlicher, aber überspannter Jüngling, ist unter andern Schwärmereyen auch vom Dämon der Schriftstellerey besessen; er hat ein romantisches Schauspiel verfertigt, unter dem Titel: „Der Zauberdrache,“ welches auf dem Theater der kleinen Provinzialstadt, seines Wohnorts, zur Aufführung kommen soll, und von dem er die Morgenröthe seines literarischen Ruhmes erwartet. Er liebt die Nichte und Mündel des Theaterschneiders auch Maschinisten, Krespel, eines eingebildeten Kunstnarren, der mit seinem Schützling große Pläne für das Theater hat und deshalb von des armen, prosaischen Wilhelm Bewerbungen nichts wissen will. Nach langem Sträuben willigt Marie endlich in ihres Vormunds Begehren ein und verspricht, in dem morgenden Stücke, dem „Zauberdrachen,“ dessen Verfasser weder er, noch sie kennt, eine Rolle zu übernehmen, unter der Bedingung, daß sie das Verhältniß mit Wilhelm, von dem sie nicht lassen will, fortsetzen und diesen heirathen dürfe. Wilhelm erfährt von Marien selbst ihren Entschluß; er hat ihre Abneigung gegen das Theater stets gebilligt, und erkennt nun in ihrer Sinnesänderung Treulosigkeit und Mangel an Liebe. Erzürnt scheidet er von ihr, um sie nicht wiederzusehen. Rabe, ein Jugendfreund Wilhelms, ein lockerer Zeisig, der sein Vermögen auswärts durchgebracht und arm in seine Vaterstadt zurückgekehrt ist, hat sich unterdessen für ihn verwendet und ihm den Inspectorsposten auf den Gütern eines Barons Groll erwirkt; der letztere hat ein Auge auf die hübsche Marie geworfen, und glaubt, durch die Anstellung des Geliebten, seinen Nebenbuhler auf die leichteste Weise entfernen zu können. So kommt der Abend der Aufführung heran. Das Stück fällt jämmerlich durch, Wilhelm, noch mehr über sein zerstörtes Liebesglück, als über seinen Autorschiffbruch gebeugt, will in die weite Welt gehen, nachdem er die kaum erhaltene Anstellung, so wie auch das lockende Anerbieten seines Principals, der ihm einen Antheil an seiner Handlung mit der Hand seiner Tochter geben will, zurückgewiesen hat. Sein Bruch mit Marie scheint um so unheilbarer geworden zu seyn, da er von des Barons Absichten auf diese, Marie hingegen von der vermeintlichen Verbindung Wilhelms mit der Kaufmannstochter gehört hat, und Beide sich gegenseitig für treulos halten müssen. Rabe weiß jedoch alles wieder ins Geleise zu bringen. Er veranlaßt den Baron, alle Parteien zu sich einzuladen. Marie und Wilhelm erkennen ihren beyderseitigen Irrthum und ihre unwandelbare Liebe, der Baron zieht beschämt und gewichtigt ab, Rabe erhält die Tochter des Kaufherrn, die ihm längst bestimmt gewesen, Krespel gibt seine Einwilligung zu Mariens Heirath mit dem wohlbestallten Inspector, und dieser schwört feyerlich das

Verse und Komödienmachen ab, so wie Marie in dem Einen Male mehr als genug vom Theater bekommen hat.

Hr. Bauerfeld hat durch das, was er bisher geleistet, und selbst durch das minder Gelingene darunter, die Aufmerksamkeit des Publicums in einem solchen Grade herausgefordert, daß er sich nicht wundern darf, wenn man seinem künstlerischen Weiterschreiten mit erhöhter Erwartung, aber auch mit doppelter Strenge folgt. In beyden liegt die Versicherung des innigsten Antheils und des unerschütterlichen Glaubens an ein Talent, das nur mit Besonnenheit und Sammlung zu wollen braucht, um des Erfolgs bey der Mit- und Nachwelt gewiß zu werden. Nur das Geistlose, das Mittelmäßige empfängt und entläßt man mit jener neutralen Gleichgültigkeit, die es nicht der Mühe werth hält, da zu tadeln, wo noch keine Gelegenheit zum Lobe oder Hoffnung für die Zukunft gegeben ward; eine entschiedene, wenn auch ungünstige Meinung, die einer früheren günstigen folgt, ist das Bekenntniß des Schmerzes, daß man diese hat aufgeben müssen, und spricht zugleich den Wunsch aus, recht bald, recht vollständig zu der ersten zurückkehren zu dürfen. In einem solchen Falle befinden wir uns bey der Richterstattung über das heutige Stück. Die Erwartung, die wir von demselben für den schriftstellerischen Standpunct des Verfassers hegten, ist nicht befriedigt worden, denn es hat weder das Publicum, noch uns selbst so angesprochen, als wir durch die bisherigen Erfahrungen zu vermuthen befugt waren; dennoch aber hat gerade dieses Stück einen sehr lehrreichen Fingerzeig gegeben, wie leicht es dem Verfasser werden müßte, die Hindernisse zu der Stufe hinwegzuräumen, zu der er so augenscheinlich berufen ist. Das Stück des Hrn. Bauerfeld vereinigt alle Vorzüge und alle Gebrechen seiner früheren Arbeiten in einem gleichsam potenzierten Grade; der Dialog ist noch geistreicher, noch künstlerischer behandelt, der Wit ist noch schlagender, noch blühender, die Hauptcharaktere sind ursprünglich noch glücklicher aufgefaßt, als in den schon bekannten Stücken, aber auch die Handlung ist noch weniger dramatisch erfunden, noch lockerer, noch leichtfertiger zusammen oder vielmehr durch einander geworfen. Die Einzelheiten reißen unwillkürlich mit sich fort, sie entzücken durch ihre meisterhafte Ausführung, Geist und Wit blicken überall in unverkennbaren Zügen durch; allein das Ganze befriedigt nicht, eben weil es in der Erfindung, in der ersten Auffassung kein Ganzes war, und erst während der Bearbeitung unmöglich ein Ganzes werden konnte. Es ist der organische Bau des Lustspiels, den wir in diesem Stücke vermissen, die nothwendige Ordnung von Ursache und Wirkung, jenes unabänderliche Gefüge, nach welchem alle Erscheinungen in der Natur, wie in der Kunst, ihren Gang gehen müssen, ohne daß Unwahrheit oder Zufälligkeit ihn zu stören brauchten. Wo dieser Zusammenhang nicht ist, da müssen Laune und Willkür aushelfen; aber beyde können nichts Verlornes wieder gut machen, denn sie lehnen sich auf gegen das Grundgesetz jeder geistig-basierter Schöpfung. Das Unerwartete kann überraschen, das Bizarre gefallen, aber die Wirkung beyder ist vorübergehend, und die Leere, die nothwendigerweise darauf eintreten muß, um so peinlicher. Die Folge dieses Mangels an Einheit und Zusammenhang geht nun auch natürlich von der Handlung auf die Charaktere über, die in einem Strudel von widersprechenden Empfindungen sich herumdrehen, und am Ende den Zuschauer selbst mit hineinziehen. Die Laune des Augenblicks verwischt die ursprünglich so glücklich entworfenen Züge, das Bild verändert sich vor unsern Augen, wir sehen aber keinen Grund der Veränderung, und sind verstimmt, weil wir die Wirkung ohne Ursache nicht fassen. So sind beyde Hauptpersonen, Wilhelm und Marie, in der Mitte und zu Ende des Stückes ganz andere Personen, als sie im Anfange waren; so wie wir sie im ersten Acte erblicken, passen sie entweder in die spätere Entwicklung nicht hinein, oder die Entwicklung selbst nahm nach der Anlage der Charaktere eine ganz andere Wendung, der sich jene nun wohl oder übel fügen mußten. Die Verschiedenheit des Tones, der daraus für beyde Charaktere entspringt, ist nicht jene schöne Mischung von Ernst und Scherz, die wir in den frühern Arbeiten des Dichters so oft bewundert und gerühmt haben, sondern ein Widerspruch, eine Art von Unwahrheit, die beynahe weh thut, wie namentlich in der Abschiedsscene zwischen Wilhelm und Marie. Der Grund ihrer Entzweyung, wie die Fortsetzung derselben, wäre wahr und natürlich, wenn Beyde anders wären, oder nur so blieben, wie sie waren. Ihre Wiedervereinigung macht auch den Schluß des Stückes deswegen ungenügend, weil sie nicht von ihnen selbst, sondern von dem Einwirken fremder Vermittler ausgeht, die überhaupt mit der Handlung in keiner nothwendigen Verbindung stehen, und nur zu Hülfe gerufen sind, um die abgerissenen Fäden des Ganzen zusammenzuhalten, oder, so gut es geht, wieder anzuknüpfen. — Wir können nicht scheiden von dieser neuesten Arbeit unsers talentreichen Dichters, über dessen Mängel

wir uns eben so wenig täuschen dürfen, als über die glänzenden Vorzüge, durch welche sie aufgewogen werden, ohne noch einmal den Wunsch und zugleich die zuversichtliche Hoffnung auszusprechen, daß er uns recht bald den Beweis von dem liefern möge, woran wir seit seinem ersten Auftreten nie gezweifelt haben, daß nemlich er zu hohen Ehren im Reiche des deutschen Lustspiels ausersehen ist.

Die Aufführung des „Zauberdrachen“ (der übrigens durch die bisherigen gerundeteren Wiederholungen bey dem Publicum bedeutend in der Gunst gestiegen ist) war im Ganzen gelungen. Die Hauptrollen des Wilhelm und der Marie waren durch Hrn. und Mad. Fichtner zur allgemeinen Zufriedenheit besetzt. Beyde waren vortreflich in ihren Leistungen. Die Rolle des Wilhelm verlangt zugleich Laune und Selbstbeherrschung. Beydes besitzt Hr. Fichtner in so hohem Grade, daß er auch diese Rolle den vielen beyzählen darf, durch die er unter Publicum erfreut. Gleich Rühmliches läßt sich auch von seiner Gattinn sagen. Hr. Costenoble, als Kaufmann Geyer, und Ull. Zeiner, als dessen Tochter Magdalena, spielten mit großem Fleiße und oft glücklicher Wirkung. Hr. Wotke als Krespel war wohl komisch, wie er das meistens immer ist, aber doch nicht in der Art, wie der Charakter es vorschreibt oder doch zuläßt. Das Heraustreten aus der Persönlichkeit mag wohl schwer seyn, aber es ist oft nothwendig, um vor ermüdenden Wiederholungen zu schützen. Flink, leicht, aber gutmüthig, also charaktergetreu stellte Hr. Herzfeld den Rabe dar. — Die Parthien des Barons und der Brigitte, Krespels Frau, sind wenig hervortretend, waren aber von Hrn. und Mad. Koberwein genügend besetzt.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

„Der Alpenkönig und der Menschenfeind.“ Raimund als Kappelkopf.

Der Genius des Dichters tritt hier bereits in dem vollen Bewußtseyn seiner Kraft auf. Die Natur in der Vollkommenheit ihres Gesamtwesens wird dem Menschen idealisch gegenübergestellt, und in ihre Arme sinkt die Sehnsucht, die in den Menschen nicht findet, was ihr ebenbürtig wäre. Es kündigt sich der Übergang zur neuen romantischen Schule, in der Grundidee, in den Mitteln der Ausführung, in der Form der Sprache an. Wie wahr diese Behauptung ist, dürfte vielleicht ein Blick auf die ferneren Erzeugnisse des Dichters darthun, wo mit der sich steigenden Gediegenheit der Sprache, die Selbstbeschauung, das Sentimentale und Individuelle immer mehr Raum gewinnt, bis es beynähe in rein lyrischer Form hervortritt.

Dieser neuen Richtung seines Genius zufolge gibt uns Raimund gerade das umgekehrte Bild dessen, was er uns im Fortunatus Wurzel gezeigt. Wenn dieser sich im tollen Übermuth, in allen Sinnentlusten berauscht, nichts über dem Reichthum anerkennen und Alles nach seinem Willen zwingen will, so ist Kappelkopf, nachdem er sich oft genug an den Menschen getäuscht; nachdem er oft von dem falschen Mammon betrogen worden, von Verachtung der Menschen und der Lebensgüter erfüllt; er will nur das Vollkommene und höhnt selbst die Natur, — er fühlt sich ein Wesen eigener Art, und möchte alles fremde Daseyn, wie den Staub von seinen Schuhen abschütteln. Erst als ihm dies gelungen, findet er Raß und wehmüthig starret er in das Abendroth der Gletscher.

Aber die Natur ist zu gewaltig und groß zum Hausgenossen des Menschen. Der Alpengeist ist kein friedfertiger Mann. Er sucht den Kappelkopf auf, macht ihm Vorwürfe — zeigt ihm seine vom Gramme getödteten Weiber, und endlich sehen die Elemente auf, und zwingen ihn ihren Wohnsitz zu verlassen und zu den Menschen zurückzukehren.

Er kehrt zurück, ungekannt, ein Fremdling. Er sieht sein Ebenbild und in ihm, wie unrecht er gethan.

Es ist nun kein Zweifel, daß der Charakter des Kappelkopfs viel ursprünglich Individuelles hat, Vieles, besonders wo er den Spiegel zerschlägt und die Natur höhnt, ist lyrischer Natur und bildet den Übergang des Dichters zur pathetisch-sentimentalen Schule. Aber dem Dichter steht dabey ein so praktischer Blick, ein so großer Vorrath psychologischer Anschauung, eine so scharfsinnige Auffassung der Ironie des Lebens zu Gebot, daß er den Charakter des Menschenfeindes zu nie gesehener Evidenz bringt. Schon die gewaltige Ausführung dieses Charakters allein, der uns das Schreckliche in aller Nähe, die Tragödie der Alltäglichkeit mit erschütternder Wahrheit zeigt, schon durch diesen Charakter allein, sage ich, würde „der Alpenkönig und der Menschenfeind“

als großartiges Charaktergemälde ein allgemeines Interesse erwecken und verdienen. Es ist ein Frescogemälde, das sich als solches den größten Meisterstücken an die Seite stellt. Die Tiefe und Bedeutung aber, welche er durch den Gegensatz mit der im Alpenkönig personificirten Idee der Natur erhält, sichert ihm seinen Platz unter den unvergänglichen Werken des menschlichen Geistes. Die Zeit wird manches Product und Producten im schön gereimten Trauerspiel verschlungen haben, und die Welt wird den ächten Geist der Humanität noch bewundern, der den Dichter des Alpenkönigs durchdrang. Hier ist nicht von Phantasmagorien die Rede — es ist nicht die ausgelassene, herrenlose Schwärmerie der Gefühle, hier ist kein Zurücksinken ins bodenlose Nichts, ohne Halt und ohne Glauben, der Dichter hebt uns hinauf auf die höchste Fernsicht des Lebens und zeigt uns die Größe des Herrn, und das Heimatglück im Thale.

Am deutlichsten wird es in der Behandlung des Wunderbaren, welchen Weg Raimund von nun an einschlug. Die lyrische Darstellung waltet vor. Der Gedanke hat die Schale durchbrochen, und tritt im freien Bewußtseyn seiner Kraft hervor — er will als solcher erkannt seyn. Es versteht sich, daß dieß seine Schwierigkeiten hat — Raimund aber hat sie überwunden.

Die Darstellung des Kappelkops ist auch in der Beziehung, was Raimund als Schauspieler darin leistet, eine außerordentliche, ungewöhnliche Erscheinung. Schwerlich dürfte in irgend einem zweyten Künstler eine so originelle Mischung von Satyre und Gutmüthigkeit, eine so bitter ironische Laune und zugleich ein so phantasiereiches Auffassen von Gemüths- und Körperaffectionen vorkommen. Er hat uns in dieser Leistung wieder bewiesen, daß er nicht um wirksamer Einzelheiten willen auf der Bühne stehe, er hat deren so manche vielleicht dem höhern Zwecke geopfert und Viele dahingegriffen, die sonst nur zu lachen pflegten.

Auch die Darsteller der übrigen Rollen verdienen die Anerkennung, zur zweckmäßigen, harmonischen Durchführung dieses Schauspiels mit allem Eifer, jeder nach Maßgabe seines Talentes, mitgewirkt zu haben. Wir nennen vor allen den verdienstvollen Regisseur, Fr. Demmer, der die Rolle des Alpenkönigs mit Energie und Würde durchführte. Sonst verdienen noch Fr. Kott und die Altes, Diele, Schlemmer, Frank und Segatta insbesondere aufgeführt zu werden.

Übrigens wurde das Stück zur Einnahme des Hrn. Neefe gegeben, der es mit gelungenen Decorationen ausstattete.

Verichtigung.

In der unlängst erschienenen: „Skizze der k. k. Hoftheater in Wien,“ von Lembert, 1833. 8. 32 Seiten, bey F. Tendler; — erheischt, — neben mehreren Unrichtigkeiten, deren Anzeige einem andern Referenten unbenommen bleibt, — nachfolgende Stelle eine vorzügliche Beachtung und Verichtigung.

Graf Moriz von Dietrichstein ward nemlich im Jahre 1826 nicht — wie der vorliegende Text, Seite 31, zu verstehen gibt: — aus eigener Bewegung seiner Majestät „durch allerhöchsten Beschluß seines Postens als Director enthoben,“ sondern auf seine Bitte, zum Präfecten der k. k. Hofbibliothek ernannt, und — „nach seinem Wunsche sowohl der k. k. Hofmusikgrafen, als der Hoftheaterdirectorstelle, mit Bezeigung der allerhöchsten Zufriedenheit über die, in beyden Geschäftszweigen geleisteten Dienste“ — enthoben (Wiener Zeitung, 1826, Nr. 126). Übrigens ist bekannt, daß derselbe, seit seinem Antritte der Hoftheaterdirection, viele Mißbräuche beseitigt, jedoch keine zurückgelassen hat.

Dies sey genug, um der Wahrheit ihr Recht einzuräumen.

(Mit Nr. 9 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 28. Februar 1833.

26

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Des Kaisers Bild*).

Der Schleier sinkt von dem erhab'nen Bilde,
Und auf dem Kaiser wurzelt jeder Blick,
In jedem Auge malt sich Ernst und Milde,
Und der Minute tiefempfund'nes Glück;
Denn Liebe hat vor ein es Altars Stufen
Pannoniens und Germaniens Sohn gerufen.

Und auf dem Altar leuchtet eine Flamme,
Die geisterähnlich Elio's Hauch belebt,
Ein Opfer ist's, das Habsburgs edlem Stamme
Ein hochbeglücktes Volk zu weihen strebt!
Des Opfers Weihe glänzt im Flammenlichte,
Und Priesst'rinn ist — die Muse der Geschichte.

Ja, Elio ist's, die mit erhab'nen Zügen
Des Dankes Wort in's ew'ge Denkbuch schreibt,
Ein Bild hat sie von Tugenden und Siegen
Dem Buche des Jahrhunderts einverleibt,
Und was in flücht'gen Thränen wir empfinden,
Das wird ihr Marmor einst der Nachwelt künden.

Denn, wie der Tropfen Fallen Steine höhlet,
So hat die Thräne auch, die Ostreich zollt,
Der Muse Marmor sinkend sich vermählet,
Und ist als ewig Denkmahl hingerollt!
Ja, wenn einst, was noch ist, schon längst gewesen,
Wird man den Thränenzoll des Dankes noch lesen!

*) Das nachstehende Gedicht ist der Redaction dieser Zeitschrift von Comorn eingesendet worden, wo es bey Gelegenheit der von Sr. Excellenz dem Feldmarschall-Lieutenant und dortigen Festungscommandanten Freyherrn von Bakonyi veranstalteten glänzenden Feyer des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers, in Abschriften unter die versammelten Gäste vertheilt wurde.

Es war nicht leicht, ein Opfer zu ersinnen,
 Das würdig sey des Altars, den es schmückt:
 Längst wußtest Du den Lorbeer zu gewinnen,
 Des Friedens Palmenzweig hast Du gepflückt — —
 Im Mittag Deines sorgenschwülen Lebens
 Ward Beydes Dir als Lohn des hohen Strebens! —

Ein Silberband, durchfließt Pannoniens Fluren
 Der Donaustrom, und knüpft sie an Dein Reich, —
 Gleichwie er bindet Deines Reiches Fluren,
 Und Deinen Länderstrauß umschlinget weich,
 So schlingst auch Du um die beglückten Lande
 Der Milde und der Weisheit Silberbande!

Getrennt durch Sprache und verschied'ne Sitte,
 Vereint sie Alle doch des Herzens Ton,
 Dringt doch in jeder Sprache ihre Bitte
 Und ihre Huldigung zu Deinem Thron!
 Die Deinen Lorbeer einst bewundert hatten,
 Sie ruhen still nun in der Palme Schatten!

Ja, Palm' und Lorbeer hast Du sanft verschlungen,
 Die hohe Schläfe ist so schön umrannt,
 Nicht Raum ist mehr für neue Huldigungen,
 Da jede schon auf Deinem Altar prangt! — —
 Drum wählten wir ein Sinnbild nur von Allen:
 Die Blume, d'rauf der Thräne Thau gefallen.

8*

M a l t a.

(S c h l u ß.)

Um fünf Uhr Morgens saßen wir schon zu Pferde und ritten durch die Thore von Valette und durch das Vorwerk Floriana, welches die Stadt von der Landseite schützt, zu der Villa des Gouverneurs von Malta, wo wir, wie man uns sagte, einen sehr schönen Garten treffen würden. Der Weg nach dieser Villa ist öde, wenigstens in dieser Jahreszeit (es war Anfangs July), wo Alles von der Sonne verbrannt ist. Außer ein paar Palmen und den unförmlich dicken, baumhohen Stämmen der indischen Feige (*Opuntia*) sah man beynähe gar keine Vegetation. Noch trauriger wird der Anblick der Gegend dadurch, daß die Landleute, welche ihre Felder mit dem größten Fleiße von Steinen reinigen, um selbe 3 — 4 Fuß hohe Mauern ziehen, wodurch die Insel, so weit das Auge reicht, wie mit einem steinernen Netze umzogen schien. Mit jeder Handvoll Erde wird gegetzt, was wohl natürlich ist, wenn man bedenkt, daß die ganze Insel aus unfruchtbarem Felsgrunde besteht, und man die meiste Erde aus Sicilien herführen mußte. — Eben so düster sah das kleine Städtchen Pinto aus, durch welches wir ritten. Die Häuser, von kleinen gelblichen Quadern erbaut, sind ungetüncht, und nach italienischer Bauart mit platten Dächern versehen. Ihre Fenster sehen meistens in die rückwärts befindlichen Gärten, und nur die gegen die Straße zu offene Thüre erlaubt einen Blick auf den meist sehr ekelhaft unreinen Inhalt. —

Die eingebornen Maltheser sind von mittelmäßiger Größe, haben eine sehr gelbbraune Gesichtsfarbe, starke Backenknochen, schwarze, bligende Augen und

sehr weiße Zähne. Die Tracht der Männer ist ein weites blaues Weinkleid, oft nur bis zu den Knien reichend; ein Hemd von gleicher Farbe oder auch nur ein zugeknöpftes Leibchen; eine blaue oder weiße Binde um den Leib, und auf dem Kopfe eine rothe Fischermütze, deren sehr langer Zipfel über die Schultern herabhängt. — Die Weiber haben schwarze Röcke, mit einem breiten blauen Streifen in der Höhe des Knies geziert, und als Kopfschmuck ein schwarzseidenes Mäntelchen (mantilla), welches bis über den Nacken herabreicht, und zu einem hübschen Kopfe eine recht gefällige Draperie bildet.

Um von einem Orte zum andern zu gelangen, bedienen sich die Maltheser der Esel, welche hier von einer vorzüglich großen und starken Rasse sind. Sie werden sogar sehr häufig nach Spanien verführt. Zwey Körbe werden über einen hohen Sattel gelegt, auf welchem oft zwey Menschen zugleich, wie auf einem Damensattel sitzen, und sich mit einem sehr großen Sonnenschirm vor den sengenden Strahlen der Sonne schützen. Die Städter bedienen sich auch einer Art zweyrädriger Kaleschen, welche von einem Pferde oder Esel in der Gabel gezogen werden. Der Kasten sitzt weit vor den Rädern, welches dem ganzen Fuhrwerke ein sehr abenteuerliches Aussehen gibt, um so mehr, da der Kutscher nicht auf dem Wagen sitzt, sondern, indem er das Thier am Zügel führt, um es anzueifern, fluchend und schreyend nebenbey läuft.

Doch genug mit der Beschreibung der Bewohner dieser Insel, welche im Grunde sehr viel Ähnliches mit den südlichen Italienern haben. Nur will ich hier noch ihre Sprache anführen, die ein Gemisch von Italienisch und Arabisch ist, und einen sehr niedlichen Klang hat.

Eine schöne Acaecienallee führte uns endlich ans Ziel unsers Rittes. Das Haus, im italienischen Style ganz einfach gebaut, bot wenig Sehenswürdiges, und wir eilten daher sogleich dem Garten zu. Schon im Hofe bewunderte ich die riesenhafte Größe von Pflanzen, welche bey uns nur in Töpfen vorkommen. Pelargonien wanden sich von der Erde bis zum Dache hinauf. — Als ich aber in den Garten trat, glaubte ich mich in ein Feenland versetzt. Ganze Wäldchen von Orangen hauchten ihre Düfte in die Luft; Rosenbäume, Acaecien, der Granatapfel mit seinen brennenden Blüten und herrlichen Früchten umgaben Beete, auf denen Flora ihren ganzen Reichthum ausgeschüttet hatte. Und mitten unter diesen Tausenden von Gewächsen und Blumen stand die riesige Gestalt einer Aloe mit ihrem drey Klafter hohen Blütenstiele wie eine Königin des Gartens. — Ein Pavillon bot uns eine wunderbare Aussicht über die ganze Insel, die Stadt Valette und die See dar, auf welcher sich unzählige Fischerbarcken mit ihren kleinen, weißen Segeln wiegten.

Schwer trennte ich mich von diesem entzückenden Anblick; aber die Zeit drängte, und wir wollten noch bis in die Civita vecchia, die alte Hauptstadt, welche so ziemlich in der Mitte der Insel liegt.

Unser Weg führte immer an einer alten Wasserleitung hin und bot weder etwas Merkwürdiges noch Schönes dar. Die kleinen Knaben, welche unsere Pferde hielten, während wir abstiegen, folgten uns in der entsetzlichsten Sonnenhitze unablässig. Ritten wir im Trab, so hielten sie sich an den Schweifen unsrer Pferde; ging es wieder langsamer, so eilten sie dem nächsten Brunnen zu und kühlten sich dort ab. — So kamen wir in der Stadt, oder besser gesagt, in den Ruinen einer Stadt an, denn außer ein paar Kirchen und einigen unansehnlichen Häusern, besteht die Civita vecchia nur aus solchen. Sie liegt auf

einem ziemlich bedeutenden Hügel, auf dessen höchstem Puncte einst ein Tempel der Proserpina gestanden seyn soll, von dessen Daseyn wir auch unter den Ruinen einige Spuren fanden. Die beyden Kirchen sind dem heiligen Paulus gewidmet, welcher auf dieser Insel das Christenthum predigte, und ihr Schutzpatron ist. Man zeigte uns auch unter dem Eingange der einen Kirche eine, in Sandstein gehauene Höhle, welche dieser Evangelist, dessen sehr mittelmäßig gearbeitete Statue darin aufgestellt ist, bewohnt haben soll. Man hält diese Höhle sehr heilig und wohl zwanzig Menschen erwarteten uns an ihrem Eingange, um uns Stücke von den Steinen für Geld aufzudringen. Die zweyte Kirche ist, eben so wie die erste, wohl in sehr einfachem Style erbaut, aber mit Vergoldungen geschmackvoll geziert. Man zeigte uns daselbst ein Madonnenbild auf Holz, welches der heilige Lucas gemalt haben soll. Mehr als dieses sprach mich aber eine Madonna, mit Oelfarben auf Glas gemalt, an, aus deren Zügen unaussprechliche Heiligkeit und Amuthy strahlten. Leider konnte mir Niemand den Meister dieses trefflichen Bildes nennen.

Von hier führte man uns in die Katakomben. Eine schmale Wendeltreppe, nur gerade so breit, daß ein Mensch darauf gehen kann, bildete den Eingang zu den langen Gängen, welche tief unter der Erde nach verschiedenen Richtungen in die Felsen gehauen sind, und aus denen man rechts und links zu verschiedenen, ziemlich regelmäßig ausgearbeiteten Gemächern gelangt. Unser Führer, ein Mönch, behauptete zwar, daß sie den Ureinwohnern der Insel als Wohnungen gedient hätten, welche Behauptung mir aber aus verschiedenen Gründen nicht sehr wahrscheinlich ist. Denn nicht nur, daß sie so enge und tief sind, daß an eine freye Bewegung nicht zu denken ist, sondern es fehlt ihnen natürlich auch alles Tageslicht. Dann führt zu diesen Gängen, welche wenigstens eine Stunde weit in dem Felsen fortlaufen sollen, nur ein einziger Eingang, nemlich jene schmale Treppe, durch welche auch wir sie betreten haben. Viel wahrscheinlicher scheint es mir daher, daß sie den ältesten Bewohnern als Grabstätten dienten, und daß man darin vielleicht den Gottesdienst hielt. Auf letztere Idee brachte mich eine große runde Halle, aus welcher eine Art Schornstein ins Freye führt, der noch deutliche Spuren von Rauch zeigte. Ein paar steinerne Scheiben, die in der Halle lagen, mögen vielleicht Opfertische gewesen seyn.

Froh, so bald als möglich der dumpfen Grabesluft zu entrinnen, welche wir in diesen unterirdischen Gängen einathmeten, eilten wir dem Tageslichte, und, nachdem wir uns durch einen Haufen Bettler und Neugierige mühsam durchgewunden hatten, wieder La Balette zu, um auch dort die Merkwürdigkeiten zu besehen.

Zuerst gingen wir in den Pallast des Gouverneurs, dem frühern Pallaste der Großmeister des Maltheserordens. Er ist in einem erhabenen, schönen Style erbaut. Eine sehr schöne Treppe führt zu den hohen, breiten Gängen, welche mit den Portraits der Großmeister und berühmtesten Ritter des Ordens geziert sind. Aber der alte Prunk, welcher in den ungeheuern Sälen und Gemächern einst geherrscht haben mag, mußte dem Geschmacke der neuern Zeit weichen, nach welchem sie auf das kostbarste ausgeschmückt sind.

Gegenüber diesem Gebäude steht die Hauptwache, über deren von schönen Säulen getragenen Portale folgende Inschrift zu lesen ist: *Magnae et invictae Britanniae Melitensium amor et Europae vox has insulas confirmaverunt. Anno 1814.*

Die Kirche des heiligen Johannes, die eigentliche Ordenskirche, bietet sehr viel Sehenswerthes dar. Sie ist sehr reich mit Vergoldungen und künstlichem Holzwerk verziert, ja man könnte beynah sagen, überladen. Die Ritter des Ordens waren, nach den verschiedenen Nationen, aus denen sie entsprossen, in fünf Zungen getheilt, die spanische, portugiesische, italienische, französische und deutsche. Jede Zunge hatte zum Begräbnisorte ihrer Großmeister eine Capelle in der Kirche, welche den Namen des ersten Großmeisters führte, der darinnen begraben wurde. So hießen sie: Nicolo Cottonero, Manoel, Georgio Caraffa, Chatré und Rohan. Sowohl diesen, als auch ihren Nachfolgern sind prächtige Grabmäler errichtet, an welchen man herrliche Werke der Sculptur bewundert. Die Grabstätten der auf Malta verstorbenen Ritter aber sind unter dem Fußboden, und über jeder ist das Wapen des darin Ruhenden angebracht. Daher besteht der ganze Fußboden der Kirche aus einer Mosaik von Wapenschildern. —

Den Rest dieses genussreichen Tages brachte ich noch damit hin, daß ich rings um die Wälle von Balette ging.

Die Sonne hatte bereits ihre sengenden Strahlen in die See getaucht, und nur eine brennende Abendröthe, welche die Luft mit den sanften Tönen der See verschmolz, sagte noch ihren Abschiedsgruß.

Auch ich nahm Abschied von einem Lande, welches mir in der kurzen Zeit, als mir darauf zu leben vergönnt war, so viel Genuß, so viele schöne Erinnerungen aus seiner thatenreichen Vergangenheit gebracht hat. — Mit der wiederkehrenden Sonne sollten auch wir schon zur Fortsetzung unsrer Reise die Anker lichten, um Malta, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen, zu verlassen.

Wieder schwebte der Mond so ruhig über dem Meere, und verbreitete sein magisches Licht über Stadt und Hafen, als ich wehmüthig gestimmt meine Cajüte betrat.

Der anbrechende Morgen ließ mich die Insel nur noch wie einen blassen Nebelstreif erkennen. —

Hauptmann Baron Augustin.

An Dlle. Sophie Löwe,

als Giulietta in Bellini's Oper: „I Montecchi ed i Capuletti.“

Was süß sich je der Liebe Mund entschwungen,
So wunderbar, wie nur ihr Mund es tönt,
Von Deinen Lippen ist es uns erklingen,
Durch Deine holde Anmuth noch verschönt.

Was Bitt'res je ein Menschenherz durchbebet,
Lebendig taucht es auf in Deinem Schmerz,
Und auf dem Fittich Deiner Seufzer schwebet
Die Seele hoffend, sehnend, himmelwärts.

Vereint nicht durftest Du Romeo werden,
Geschaffen warst Du nicht für Erdenglück,
Darum nach Höh'rem auch, als dieser Erden,
Hebt gläubig sich Dein Schmerzumstörter Blick. —

O selig' Loos! Nun bist Du ihm verbunden,
Der Erde Macht, sie trennet euch nicht mehr;
Nach ird'scher Trennung todesbittern Stunden,
Umrauscht euch nun ein ew'ges Wonnemeer!

Betty Glü d.

Berlin, den 28. Jänner 1831.

*) Unser ehrlicher Musikdirector M ö s e r hat sich ohne Geräusch in seinen Privatversammlungen um das glänzende Triumvirat der neuern classischen Musik, H a y d n, M o z a r t und B e e t h o v e n, schon seit Jahren das nemliche Verdienst erworben, das der löblichen Singakademie um die Heroen der älteren, namentlich um den göttlichen H ä n d e l gebührt. Am 26. feyerte er im J a g o r'schen Saale wieder M o z a r t's Geburtstag, wie billig, mit lauter genialen Werken von der Hand des unsterblichen Meisters. Drey junge Damen, die nicht übel Lust zu haben schienen, bey dem kleinen Feste die Rollen der Grazien zu übernehmen, desflirten mit der Bemerkung durch den Saal: „daß sie sich die Versammlung doch noch größer vorgestellt hätten, als sie war.“ Und sie nahmen uns die Worte aus dem Munde. Unterdessen wer, gleich uns, nicht ausbleiben konnte, bekam auch zum Lohne für seine Anhänglichkeit eine große Seltenheit, nemlich ein ganzes M o z a r t'sches Fortepianoconcert zu hören. Hr. Felix M e n d e l s s o h n - B a r t h o l d y, der es gewiß sehr wacker und geschmackvoll vortrug, erntete damit auch den lautesten und allgemeinsten Beyfall ein. Ein Umstand, aus welchem sich unter andern ergibt, wie Unrecht manche einseitige Verehrer neuerer Componisten haben, wenn sie diese, so ganz mit Liebe geschaffenen Meisterwerke des genialen Erfinders bereits etwas veraltet finden wollen.

Möchte es dem verdienten Hrn. Unternehmer doch gefallen, die bessere Stimmung des größern Publicums bey dieser Gelegenheit nicht unbeachtet zu lassen, und uns öfter mit einem so schönen, widerrechtlich selten gewordenen Genuße zu erfreuen!

Auch haben wir noch eine Frage an ihn auf dem Herzen, die wir nicht zurückzuhalten wissen: „Warum feyert der Hr. Musikdirector M ö s e r nicht gleichfalls dem größten Helden seines musicalischen Triumvirats, dem über jedes Lob erhabenen Joseph H a y d n schon längst ein jährliches Fest?“ — Die himmlischen Symphonien des in seiner Art einzigen Meisters — die er für Berlin, so zu sagen, aus dem häßlichen Staube der Vergessenheit wieder hervorzog, und die unter seiner Leitung alle Welt bezaubern — wären, sollten wir meinen, dazu ja allein schon Grund genug!

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Montag, den 18. Februar, zum ersten Male: „Die Flucht nach Afrika.“ Posse in einem Aufzuge von U b i n i.

Zu diesem Stücke, dem der Verfasser mit ziemlicher Selbsterkenntniß den entschuldigenden Titel: Posse, mit auf die Reise gab, hat ein sehr verbrauchter Stoff erhalten müssen. Eine bis zur Abgeschmacktheit eifersüchtige Ehefrau, die in Mannskleidern den vermeintlichen Schlichen ihres Gatten nachspüren will, wird von dem letzteren in dieser Verkleidung erwischt. Um sie zu heilen, und zugleich ihre Liebe auf die Probe zu stellen, läßt er sie, im Einverständnisse mit einem juristischen Freunde, in der angenommenen Gestalt als Justizrath, wegen dienst- und staatsverrätherischer Umtriebe verhaften. In der Angst und Verzweiflung bewährt sich aber ihr liebendes Herz; sie gibt ihrem Manne alle ihre Kostbarkeiten, beredet ihn zur Flucht nach Afrika und will statt seiner ins Gefängniß gehen, in der Hoffnung, wenn nur er geborgen ist, nach der Entdeckung des Geheimnisses ihm folgen zu können. Die Entwicklung des Ganzen und die Nußanwendung am Schluß brauchen wir wohl nicht weiter aus einander zu sehen. — Es ist schade, daß der Verfasser, der in seinem Lustspiel: „Kunst und Natur“ ein nicht alltägliches Talent bewiesen hat, von der possenhaften Theaterwirkung eines solchen Hülfsmittels, wie die Vermummung der Frau in die Kleider ihres Mannes, sich verleiten ließ, unsere Lachmuskeln in Bewegung setzen zu wollen. — Das Talent des Verfassers, dessen wir oben gedachten, hat sich jedoch auch bey dieser Gelegenheit hin und wieder bemerkbar gemacht. Der Dialog ist nicht ohne Witz, es kommen manche recht glückliche, überraschende Einfälle vor, selbst in der Charakteristik der einzelnen Personen ist eine gewisse Menschenkenntniß und Porträtirfähigkeit nicht zu verkennen. Die genaue Beobachtung der Localität von Berlin macht mehrere, sonst nicht üble Bemerkungen für den Wiener Zuschauer unverständlich und mithin wirkungslos. An Ort und Stelle würde das Stück vielleicht mehr gefallen, als bey uns. — Was die Aufführung betrifft, so war sie im Allgemeinen recht fleißig und sorgsam. Das Meiste trug Mad. A n s c h ü h dazu bey durch die unübertrefflich launige Art, mit welcher sie die

Hauptperson des Stückes, die Justizräthinn Wagner, darstellte. In der Verkleidung nahm sie sich ungemein drollig aus. — Mit Anstand, Wahrheit und Herzlichkeit gab Hr. Herzfeld den Justizrath. Hr. Koberwein erschien als Hausfreund köthlich in ziemlich glücklicher Maske. Die kleinern Rollen des Assessor Blank und des Studenten Mayer wurden von den H. Weber und Swoboda ernst und fleißig gegeben.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Zur Feyer des Allerhöchsten Geburtsfestes Sr. Maj. des Kaisers ging auf dieser Bühne ein Festspiel: „Der Invalide und sein Sohn“ in zwey Aufzügen von F. C. Weidmann in die Scene.

Die Handlung besteht in Folgendem: Der Sohn eines wackern Invaliden geräth in schlechte Gesellschaft, bewirbt sich unter angemastem Stand und Namen um die Hand einer Dame, wird von dieser wieder geliebt, schießt sich mit seinem Nebenbuhler, wird aber von seinem Vater selbst entlarvt und verstoßen. Nur die Anhänglichkeit eines redlichen Dieners rettet ihm das Leben. Nach eisk Jahren kehrt der Sohn zurück, die Vergebung seines Vaters zu erhalten. Er hat bereut, eine thätige und achtbare Lebensweise ergriffen, sich mit einem braven, seinem Stande angemessenen Weibe verhehelicht und zu seinem Glücke fehlt nichts als die schriftlich stets umsonst nachgesuchte Vergebung des Vaters. Diese erfolgt unter dem Bilde Sr. Majestät, um welches der brave Invalide seine Nachbarn versammelt.

Der erste Act dieses Gelegenheitsstückes ist recht wirksam, und auch der zweyte ergreift und rührt. Der Verfasser hat auch hier seine patriotischen Gesinnungen mit Wärme ausgesprochen.

Die Aufführung verdiente allen Beyfall. Besonders kräftig wirkte die Erscheinung des Hrn. Demmer als Invalide, welche Rolle er sehr verdienstlich durchführte. Die Damen Frank und Schlemmer gefielen in ihren Rollen, und Hr. Walther verdient mit Auszeichnung erwähnt zu werden.

Der Dichter wurde am Schlusse des ersten Actes gerufen, die patriotische Theilnahme der Versammlung gab sich mit aller Wärme kund.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 11., also zur Geburtsfeyer unsers allergnädigsten Kaisers, wurde zum ersten Male gegeben: „Der Völker heilig Band,“ dramatisches Gelegenheitsgedicht von Beno Sölnwang er. Der Dichter hatte den glücklichen Gedanken, die wetteifernde Liebe der Nationen, die sich unter dem milden Scepter unsers väterlichen Monarchen beglückt fühlten, im allegorischen Bilde anschaulich auf die Bühne zu bringen. Der Genius der Liebe schlichtet den Streit.

Die Sprache ist zuweilen lyrisch schön und wenigstens in der Form mit Geläufigkeit behandelt. Das Bild Sr. Maj. zeigte sich in einer Wolkengruppe in reicher, buntfarbiger Beleuchtung und das Lied: „Gott erhalte“ wurde von dem gesammten Personale im Costume der verschiedenen Nationen des österreichischen Kaiserstaates abgesungen. Die H. Lucas, Spielberger ic. und die Schauspielerinnen Pann und Planer führten ihre Rollen mit allem Feuer durch, welches dem Gegenstande angemessen war.

Auf eben dieser Bühne ging am 12. „der Zauberer Februar“ in die Scene. Was an diesem Machwerke eigentlich Erfindung seyn soll, ist schwer zu ermitteln. Die durch einander gekneteten Späße sind für den Fasching berechnet. Dieses Stück verklärt Hrn. Strauß im Brillantfeuer und das Publicum scheint damit einverstanden. Auch damit, daß sein Orchester in höhere Räume versetzt wird. Man wird es Referenten zu Gute halten, daß er keinen Geschmack daran findet. Das Ganze schien durch das Zusammenwirken der H. Carl, Scholz und Nestron gehalten zu werden.

K. K. privil. Theater in der Leopoldstadt.

„Des Lebens höchste Gabe.“ Allegorie in einem Acte von Anton Baron von Klesheim. Die Grundidee dieses nicht ungeschicklich verficirten Gelegenheitsstückes besteht

darin, daß aus dem Lebensquelle an diesem Tage ein Trunk geschöpft wird, den dem Monarchen die Genien der Gesundheit und des Frohsinns im Tempel der Treue überreichen. Alle die zahlreichen Hindeutungen auf das geliebte Kaiserhaus, welche dieses Festspiel enthält, wurden von dem versammelten Publicum enthusiastisch aufgenommen, und die Feyer dieses Abends auf die würdigste Weise begangen. Die Festouvertüre des Hrn. Nestler wurde mit Beyfall aufgenommen.

Wir wollen bey dieser Gelegenheit auch des, Venisce des Hrn. Brinke gedenken. Er gab dem Publicum „vier Speisen,“ was so viel heißen soll, als vier Scenen, in welchen er sich besonders in Dialektrollen, zum Beyspiele als Jude und als Böhme producirte. Beyfälliger als in diesen Scenen (obwohl auch in diesen nicht mißfällig), wirkte Hr. Brinke in der darauffolgenden, in diesen Blättern schon besprochenen Pantomime: „Pieror's Abenteuer,“ in welcher er eine seiner ergößlichsten Rollen hat und welche noch immer gerne gesehen ist. Es hatte sich recht zahlreicher Besuch eingefunden.

Als eine zeitgemäße und interessante Reprise muß der „Diamant des Geisterkönigs,“ der nun schon einige Male mit dem günstigsten Erfolge für die Casse wiederholt wird, erwähnt werden. Wenn Hr. Lang seine Rolle auch nicht zu jener Einheit der Durchführung bringt, durch welche Kaimund in ihr vorzüglich excellirte, so weiß er sein Publicum doch durch glücklich aufgegriffene Einzelheiten angenehm aufzuregen. Es ward ihm die Ehre öfter wiederholten Hervorrufens. Tomaselli als Geisterkönig ist berühmter, und in der That hat seine Darstellung einen außerordentlichen Fond komischer Kraft. Eben so erinnern Hr. Landner und Ull. Jäger an die blühendsten Zeiten dieser Bühne, deren Wiederkehr leider nicht von dem Wunsche der Direction allein abhängt. Beyde führten ihre Rollen unter außerordentlichem Beyfall durch.

Am 13. ging auf dieser Bühne eine Faschingsposse unter dem Titel: „Der Onkel aus Yps, oder: der fatale Haarbeutel,“ von Faber (Musik von verschiedenen Meistern, Gruppierungen von Hrn. Schadeh) in die Scene. Der Witz der Sache besteht darin, daß der Onkel in Yps gestorben ist und seine hinterlassenen Obligationen pr. 20000 fl. der Frau von Patschigl in einem Haarbeutel überschiedt werden, welchen diese zum Fenster hinauswirft, auf der Redoute aber von dem redlichen Findex wieder erhält. Die Erfindung wäre in der That einfach genug, wenn sie nicht zugleich so simpel wäre. Man muß solche Dinge lieber gar nicht zergliedern, denn es kommt nichts Besonderes heraus. Auch ist es eine Faschingsposse. Das Beste an der Sache sind einige Gesangsnummern der Ull. Jäger und die Gruppierungen des Hrn. Schadeh. Beyde ernteten auch den lautesten Beyfall.

Bekanntmachung.

Dramatische Dichter, welche ihre neuen Geisteserzeugnisse auf die beste und zugleich wohlfeilste Weise den Bühnen zur Kenntniß zu bringen wünschen, werden darauf aufmerksam gemacht, daß die „allgemeine Theaterchronik,“ herausgegeben von L. v. Astevenleben zu Leipzig, welche von allen, nur einigermaßen bedeutenden Bühnendirectionen gehalten wird, alle Anzeigen der Art gratis aufnimmt.

Modell IX.

Oberkleid von Gros-d'Orleans, mit hängenden Knöpfen von Posamentirarbeit, nach einem Original von J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Der mit Gazeband gezierte Hut von moirirtem Gros-de-Naples, ist nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.